

---

Pastoralblatt für die Diözesen  
Aachen, Berlin, Hildesheim,  
Köln und Osnabrück

---

**April 4/2022**

---

74. Jahrgang

**Aus dem Inhalt**

---

Björn Hirsch

## **Hallo Augenmensch**

Ästhetik und Schönheit in der Verkündigung

Patrik C. Höring

## **„Wirklichkeit wahrnehmen – Chancen finden – Berufung wählen“**

Die neuen Leitlinien zur Jugendpastoral der deutschen Bischöfe

Lisa Kühn

## **Das Krankenhaus als Ort der Liturgie**

Ein vielfältiger Lernort

**PASTORALBLATT**

## Inhaltsverzeichnis

Gunther Fleischer	
<b>„Im Anfang ...“ – Ein Hymnus gegen alle Kriege</b>	98
<hr/>	
Björn Hirsch	
<b>Hallo Augenmensch</b>	
Ästhetik und Schönheit in der Verkündigung	99
<hr/>	
Stefanie Perkuhn	
<b>Netzwerkarbeit in der Engagementförderung</b>	105
<hr/>	
Patrik C. Höring	
<b>„Wirklichkeit wahrnehmen – Chancen finden – Berufung wählen“</b>	
Die neuen Leitlinien zur Jugendpastoral der deutschen Bischöfe	107
<hr/>	
René Buchholz	
<b>„Strukturwandel der Kirche ...“</b>	
Zur Aktualität eines Textes von Karl Rahner	111
<hr/>	
Lisa Kühn	
<b>Das Krankenhaus als Ort der Liturgie</b>	
Ein vielfältiger Lernort	119
<hr/>	
Rezensionen	
<b>Wolfgang Bußler: Ecclesia und Synagoga und der Mönchengladbacher Tragaltar</b>	
<b>Thomas Bahne (Hrsg.): Verletzbarkeit des Humanen</b>	
<b>Michael Fischer: Zukunft der Seelsorge im Gesundheitswesen</b>	125
<hr/>	



## Liebe Leserinnen und Leser,

wenn diese Pastoralblattausgabe entsteht, herrscht Krieg in Europa. Nichts ist in der Stunde, da ich die Einleitungsworte schreibe, absehbar: das Ende nicht, die Zahl der Opfer ebenso wenig wie die Konsequenzen, auch über einen so dringlich ersehnten Frieden hinaus. Denn wer Krieg sät, sät auch den Keim des Hasses, der sich über Generationen in den Herzen halten kann. Ich weiß gar nicht, wie ein Pastoralblatt aussehen müsste, das in irgendeiner Weise in diese Zeit passte. Und wenn ich es wüsste, erlaubt die monatliche Erstellung einer Zeitschrift keine so kurzfristige Reaktion auf einen so plötzlichen Einfall des Bösen. So mögen Sie Nachsicht haben, dass der Inhalt dieser Ausgabe den Eindruck erweckt, als gäbe es keinen Krieg. Doch, er ist Wirklichkeit. Daher offenbaren alle Beiträge, obwohl sie maximal wenige

Monate alt sind, den unvorstellbaren Graben, der zwischen der Zeit vor und nach dem 24. Februar 2022, 3.30 Uhr liegt. Dieser Graben relativiert vieles, was vorher wichtig schien, macht es aber deshalb nicht unbedingt überflüssig.

Vielleicht zeigt der Eingangsartikel am stärksten den Widerspruch zwischen brutalem Krieg und pastoralem Nachdenken in friedlicher Zeit. Das ändert aber nichts an der Richtigkeit der Grundaussage von **Dr. Björn Hirsch**, Leiter der Tourismuspastoral Rhön und u. a. Initiator der Citypastoral Fulda: Wir sind Augenmenschen – weshalb auch nicht die Rede, sondern die Bilder vom Krieg am nachhaltigsten auf uns einwirken –, und dieses Phänomen gilt es auch in der Verkündigung zu berücksichtigen. Es gab Zeiten, in denen die Kirche damit schon einmal sehr viel weiter war.

Die Reihe zum „Jahresthema“ Engagementförderung setzt diesmal einen Schwerpunkt auf den Gedanken der Netzwerkarbeit. Welche Vorteile sie bringt und welches Kräftepotenzial in ihr steckt, weist die Engagementförderin **Stefanie Perkuhn** am Beispiel des von ihr initiierten Vereins „Erkrath hält zusammen“ auf.

**Prof. Dr. Patrik C. Höring**, Professor für Katechetik und Didaktik des Religionsunterrichts an der Kölner Hochschule für Katholische Theologie, stellt die neuen Leitlinien der deutschen Bischöfe zur Jugendpastoral vor. Deren hermeneutische Vorgabe ist ein „Dreiklang“: „wahrnehmen“, „interpretieren“ und „wählen“.

So wie es Geschehnisse gibt, die Vergangenes überholt erscheinen lassen, gibt es auch das Phänomen des Buches, das zu seiner Zeit aktuell und vorausdenkend war und es in einer viel späteren Zeit erneut ist. Dies sagt etwas über die Qualität des Autors aus, aber natürlich auch über die „verschlafene“ Zeit der Buchadressaten, die zwischen beiden Epochen liegt. Ein solches Opus stellt Karls Rahners „Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance“ aus dem Jahr 1972 dar, das 2019 mit einer Einleitung des Dogmatikers Michael Seewald neu herausgegeben wurde. **Prof. Dr. René Buchholz**, apl. Professor für Fundamentalthologie an der Universität Bonn und Referent beim Kath. Bildungswerk in Bonn, stellt es in seiner Aktualität vor.

Krankenhauseelsorge war sicher schon öfters ein Thema im Pastoralblatt. **Dr. Lisa Kühn**, persönliche Referentin von Weihbischof Johannes Lübke in Osnabrück, betrachtet, gestützt auf ihre an der Erfurter Fakultät angenommene Dissertation, das Krankenhaus aber einmal als „Ort der Liturgie“ – eine Würdigung, die diesem für viele Menschen vorübergehenden „Lebensort“ und für ebenfalls viele „Sterbeort“ guttut und zur Sprache bringt, was bei den zahlreichen Eucharistiedebatten erst gar nicht in den Blick kommt.

Ein gesegnetes Fest der Auferweckung unseres Herrn Jesus Christus, die als letzter Grund unserer Hoffnung auch in diesen düsteren Zeiten ihre Starkkraft nicht verlieren möge, wünscht Ihnen von Herzen

Ihr

Gunther Fleischer

---

# Impuls

---

Gunther Fleischer

## „Im Anfang ...“ – Ein Hymnus gegen alle Kriege

---

Der Blick auf die Ukraine macht mir bewusst: Der Anfang der Heiligen Schrift ist auch eine Gegenerzählung gegen den Krieg. Dies gilt, obwohl die exilischen („priesterschriftlichen“) Anteile des Pentateuch, denen man auch Gen 1 zuordnet, in eine Welt von Kriegserfahrung, damit verbundener brutaler Zerstörung (Jerusalems), sicherlich vielen Toten und nicht zuletzt von Verschleppung (nach Babylon) hineingeschrieben sind. In dieser Situation hält der Schöpfungshymnus fest: Im Anfang stehen nicht der Krieg und das Blutvergießen, wie wir es aus mesopotamischen und kanaanäischen Schöpfungsmythen kennen: Dort kämpfen am Anfang Götter solange gegeneinander, bis einer von beiden stirbt. Aus dem vergossenen Blut kann dann Leben entstehen. Leben ist in solcher Sicht scheinbar nicht anders vorstellbar denn als Konkurrenz, genauer gesagt: als Okkurrenz (abgeleitet von *occurrere* – „töten“), d. h. als ein Wettkampf, in dem es nicht um den Erweis des Besseren, sondern um das definitive Ausschalten des Schwächeren geht, dem die Daseinsberechtigung abgesprochen wird.

In Gen 1 zeigt sich die geistgewirkte Kraft der Erkenntnis des Monotheismus: Am Anfang steht nicht die Konkurrenz, sondern der eine Gott, der nicht auf den Tod, sondern einzig auf das Leben aus ist. Der ganze Schöpfungshymnus besagt ja nichts anderes als die Umwandlung eines zu nichts als dem Tod fähigen „Urgebilde“ aus Finsternis, Wassermassen sowie Tohuwabohu in ein

Raum-Zeit-Gefüge, in dem Leben grundsätzlich und für alle (Tiere eingeschlossen) gleichermaßen möglich ist.

Dass solche Sicht vom Anfang politische Ansichten umprägen kann, zeigt der Autor des wohl fiktiven Jona-„Romans“: Gegen die in seiner Zeit (5./4. Jh. v. Chr.) verbreitete Sicht, dass frühere Feinde wie die Assyrer unbedingt von Gott mit allen himmlischen Strafen heimzusuchen und zu vernichten seien, muss der wohl ebenso denkende Prophet erfahren: Auf seinen widerwillig ausgesprochenen Fünfwortsatz (im Hebräischen): „Noch vierzig Tage und Ninive wird auf den Kopf gestellt!“ reagieren König, Volk und Tiere (!!!, s. o.) mit Einsicht und Umkehr. Vernichtung ist menschliches Denken, aber keine göttliche Antwort.

Wenn als Anfang nicht der Krieg, sondern der durch sein Wort erschaffende Gott geglaubt wird, erwächst daraus eine ungeheure Friedensperspektive. Aber diesem Anfang, fällt es vielen schwer zu trauen. Das gilt nicht nur für Kriegstreiber, sondern es gilt auch in der Kirche. Wenn Papst Franziskus in seiner Kongressrede zum Zölibat am 17.2.2022 feststellen muss, leider seien Beziehungen zwischen Klerikern oft von Neid geprägt, dann spricht dies für sich. Beim Verhältnis zwischen Klerus und Laien steht es oft nicht zum Besseren, auch wenn vielleicht nicht Neid, sondern kalte Machtdurchsetzung auf der einen Seite oder auf der anderen Seite das Gefühl, auch einmal ein Mächtiger oder eine Mächtige sein zu wollen, zu persönlichkeitsverletzenden Äußerungen und Maßnahmen führen. Und wenig erfreuliche Kämpfe erlebt man auch in Gemeindegruppierungen, wo die eine der anderen ihre Rechtgläubigkeit und damit auch die Daseinsberechtigung zumindest in der Kirche abspricht.

Im Anfang ist der Leben schaffende Gott, und nicht der Kampf. Er erweckt mit derselben lebensschaffenden Kraft seinen Sohn aus dem Tode. Wer das zu glauben vermag, ist anders unterwegs als diejenigen, die immer schon eine Kriegserklärung im Ärmel parat halten. Auch Ostern ist eine Anfangserzählung, aus der viele Leben schaffende Anfänge hervorgehen könnten.

Björn Hirsch

# Hallo Augenmensch

## Ästhetik und Schönheit in der Verkündigung

---

Ob etwas als schön empfunden wird, ist „Geschmackssache“, so zumindest der sprichwörtliche Affe, der herzhaft in die Seife beißt. Mit der Schönheit verhält es sich ähnlich, denn „wahre Schönheit liegt im Auge des Betrachters“. Doch was sind die Folgen dieser Lebensweisheiten? Bedeuten sie, dass man sich über Schönheit und Ästhetik gar keine Gedanken mehr zu machen braucht, weil man ohnehin niemals den Geschmack von allen treffen kann? Sollte man also getrost seinen eigenen Geschmack zum Maßstab aller Dinge machen und hoffen, dass zumindest einige sich angesprochen fühlen? Und ist es aus christlicher Perspektive nicht ohnehin verwerflich, sich über Äußerlichkeiten Gedanken zu machen? Schließlich heißt es im Petrusbrief: *„Nicht auf äußeren Schmuck sollt ihr Wert legen [...], sondern was im Herzen verborgen ist, das sei euer unvergänglicher Schmuck“* (1 Petr 3, 3f.).

## Die Ausgangssituation

Werfen wir einmal einen Blick in den Bereich der Wirtschaft. Im Zuge eines gesamtgesellschaftlich gesehen konstanten Wohlstandes in Deutschland gibt es heutzutage einen Überfluss an materiellen und immateriellen Gütern sowie eine Übersättigung des Marktes für Güter des täglichen Gebrauchs. Diese Übersättigung kommt besonders in den urbanen Zentren, in Malls und großen Warenhäusern oder Supermärkten zum Vorschein, wo das Waren- und Dienstleistungsangebot besonders groß ist. Im Internet ist das Angebot noch einmal um ein Vielfaches höher, da zum einen der Handel mehr und mehr in

die digitale Welt verlagert wird und zum anderen hier der Zugriff auf Anbieter und Produkte aus aller Welt möglich ist.

Es ist nicht zu übersehen, dass diese Übersättigung mit einer Wettbewerbssteigerung einhergeht. Aufseiten von Produzenten, Händlern und Dienstleistern ist zunehmend Kreativität gefragt. Ziel ist es nun nicht mehr, *„standardisierte Produkte in hoher Stückzahl möglichst kostengünstig zu produzieren, sondern am laufenden Band ästhetische und symbolische ‚Neuerungen‘ und ‚Ausdifferenzierungen‘ herzustellen!“* So entstehen immer neue Produkte mit neuen Leistungsversprechen, die weit über den tatsächlichen Bedarf hinausgehen.

An dieser Stelle wird ein weiteres Sprichwort wichtig, welches auf den ehemaligen Programmchef von RTL Helmut Thoma zurückgeht: *„Der Wurm muss dem Fisch schmecken, nicht dem Angler“*. Es bringt auf den Punkt, dass es bei der Entwicklung von Produkten und Dienstleistungen nicht auf den Geschmack des Produzenten, Verkäufers oder Dienstleisters ankommt, sondern vielmehr auf die Vorlieben des potenziellen Kunden. So spricht man in der Wirtschaft auch von einer Nutzerorientierung und gar einer Nutzerzentrierung. Der Fokus liegt ganz klar auf dem Kunden, auf seinen individuellen Vorstellungen von einem Produkt, auf seinen Bedürfnissen und Vorlieben. Gelingt es nicht, hier eine möglichst hohe Passung zu erreichen, wird es das entsprechende Angebot schwer haben, sich auf dem Markt durchzusetzen.

*Warum ist die Banane nicht mehr krumm?  
- Ästhetik und „User Centered Design“*

In dieser Situation eines permanenten Überangebots buhlt alles um die Aufmerksamkeit des potenziellen Kunden und die Dichte der Informationseinflüsse nimmt zu. So werden Menschen heute mehr und mehr zu Augenmenschen.

Per Definition ist ein Augenmensch jemand, der Eindrücke am leichtesten visuell gewinnt und für den dementsprechend Bil-

der wesentlich wichtiger sind als Inhalte. Immer mehr Menschen geht es so, und das hat seine Gründe: Bilder können wesentlich schneller aufgenommen werden als sprachliche Informationen (2 Sekunden). Zudem transportieren Bilder leichter Emotionen, weisen einen höheren Unterhaltungswert auf und bleiben länger in Erinnerung. Über 80 Prozent der Informationen nimmt der Mensch heute über das Sehen wahr. Dadurch wird das Bild zum Basismedium.

Dadurch wird auch bei Produkten und Dienstleistungen das Aussehen für die Kaufentscheidung zunehmend wichtiger, häufig sogar als seine Qualität. Haben Sie sich selbst schon einmal dabei erwisch, wie sie beim Kauf eines Joghurts mehr auf die Verpackung, die Marke oder den pfiffigen Werbespruch geachtet haben als auf den Inhalt? Oder lesen Sie sich regelmäßig die Inhaltsstoffe von Produkten durch, bevor sie eine Kaufentscheidung treffen?

Um aus einer Produktpalette mit dem eigenen Produkt hervorstechen, bedarf es dementsprechend einer hohen Ästhetisierung. Hier ist, analog zu einer Nutzerzentrierung, ein „User Centered Design“ enorm wichtig. Einzelhändler und Dienstleister investieren immer mehr in die Vermarktung ihrer Produkte sowie in die Gestaltung ihrer Geschäftsräume und Schaufenster. Ein allseits erhöhtes Marketingniveau ist die Folge und die Investitionen in Werbung und Vermarktung steigen weltweit von Jahr zu Jahr. Eine besondere Rolle spielt dabei das Social-Media-Marketing.

Der so entstehende Ästhetisierungsdruck ist nicht nur bei materiellen Gütern, sondern in nahezu allen Lebensbereichen vorhanden. Seien es Arbeitgeber, die durch ein entsprechendes „Employer Branding“ versuchen, sich auf dem Arbeitsmarkt die besten Arbeitskräfte zu sichern oder politische Parteien, die durch ansprechende Videos, Plakate und attraktive Politiker für Stimmen werben. In diesem Zusammenhang kann auch von einer „Spektakularisierung“ hinsichtlich der Produktpalette und der Vermarktung gesprochen werden. Doch was bedeutet das nun konkret?

## *Starke Marke als Grundlage der Kommunikation nach außen*

Zunächst einmal ist in diesem Zusammenhang der Aufbau einer starken Marke wichtig. Sie ist Grundlage aller Kommunikation mit der Außenwelt. Es geht bei einer Marke nicht allein um das Logo, das auf der Butterpackung ist, sondern vielmehr um eine Welt aus Gefühlen und Emotionen, um Vertrauen in die Marke, dass sie meine individuellen Sehnsüchte befriedigt und Probleme löst, sowie um den Lifestyle, den sie verkörpert. Dafür bedarf es zusätzlich zum Logo bestimmter Bilderwelten, Farben, Schriftarten oder Claims.

Es gibt viele Beispiele von Unternehmen, die es im Laufe der Jahre geschafft haben, bestimmte Logos, Bilderwelten, Schriftarten oder sogar Farben so auf sich zu beziehen, dass sie direkt mit ihnen und ihren Produkten in Verbindung gebracht werden. Nehmen wir die Frau im mittleren Alter, die eine grüne Tasse in der Hand hält, aus der ein sanfter Duft emporsteigt. Na, haben Sie das dahinterstehende Produkt erkannt? Richtig, es handelt sich um Jakobs Krönung. Oder nehmen wir die spanischen Köche, die vor einer gigantischen, fettverschmutzten Paella-Pfanne stehen. Wissen Sie, um welches Produkt es sich handelt? Richtig, diese Köche kommen aus Villarriba und sie werden dank eines „kleinen Wunders gegen Fett“, Fairy Ultra, schnell mit ihrem Abwasch fertig sein, während die Menschen in Villabaja noch bis tief in die tiefe Nacht spülen müssen. Der muskelbepackte Glatzkopf ist Meister Propper, der blaue Vogel repräsentiert Twitter und die drei diagonalen Streifen befinden sich auf den Schuhen von Adidas.

Wenn die Marketingabteilung eines Unternehmens einen guten Job gemacht hat, reichen in der Regel zwei Sekunden, um durch die Einblendung eines entsprechenden Bildes das Produkt zu erkennen. Dahinter steckt häufig eine jahrzehntelange Konditionierung des Verbrauchers. Aber der Aufwand lohnt sich: Marken dienen in der Werbung als Orientierungshilfe und

sorgen dafür, dass Angebote erkannt und zugeordnet werden können. Sie fungieren auch als Qualitätssiegel und sorgen dafür, dass eine Vertrauensbasis zum Kunden aufgebaut wird. So bekommt der Kunde das Gefühl, sein persönliches Risiko beim Kauf eines bestimmten Produkts minimieren zu können. Zudem werden durch eine starke Marke Erlebnisse und Emotionen vermittelt. Und manchmal ist mit ihnen auch ein bestimmter Prestigenutzen verbunden: Wenn Sie diesen Porsche fahren, wird ihr Nachbar vor Neid erblassen.

### *Ästhetik als multisensorisches Phänomen*

Es wäre jedoch weit gefehlt, würde man annehmen, dass zur Ästhetik allein das Aussehen gehört. Der Worterkunft nach bedeutet Ästhetik „sinnliche Wahrnehmung“ und beschränkt sich damit nicht nur auf den Sehsinn. Werbefachleute aller Branchen arbeiten heute mit einem multisensorischen Marketing. Das bedeutet, dass es nicht nur um die schöne Gestaltung einer Verpackung geht, sondern ebenso um den Geschmack des Produktes, die Haptik, Geräusche, beispielsweise beim Rascheln einer Bonbontüte oder beim Zuschlagen einer Autotür, sowie um den Geruch.

Auf letzteres sei hier etwas näher eingegangen. Schon seit vielen Jahrzehnten arbeiten Unternehmen mit bestimmten Düften, sei es als Umgebungsduft in einem Kaufhaus oder einem Restaurant oder als Geruch eines bestimmten Produkts, beispielsweise eines Deos oder einer Handcreme. Studien zeigen, dass Düfte einen Einfluss auf unsere Verweildauer im Geschäft, das Image des Anbieters oder des Produkts, die Produktbewertung und schließlich unsere Kaufentscheidung haben. Viele Anbieter haben heute sogenannte „Signature-Düfte“ kreiert, die, ähnlich wie eine Bildmarke, mit dem jeweiligen Produkt oder Hersteller in Verbindung gebracht werden. Nivea Creme riecht beispielsweise seit Jahrzehnten gleich. Der Grund ist, dass bekannte und gewohnte

Gerüche von Kunden in aller Regel bevorzugt werden. Bestimmte Düfte rufen auch bestimmte Gefühle hervor. Eine Sonnencreme lässt uns beispielsweise unweigerlich an den nächsten Urlaub denken, der Geruch von Zitrone gibt uns das Gefühl von Frische und Sauberkeit. Und so lässt sich durch den gezielten Einsatz von Düften das Konsumverhalten von Menschen nachhaltig beeinflussen. Jüngst wurde am Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP) in Bochum die sogenannte „aerotherk“ entwickelt. Mit diesem Tool möchte man den Riechsinn in die Gestaltung von kirchlichen Räumen und Veranstaltungen integrieren. Den Entwicklern geht es natürlich nicht um die Schaffung positiver Kaufanreize. Vielmehr sollen die Möglichkeiten, die mit dem Geruchssinn verbunden sind, genutzt werden, um dem Geheimnis Gottes und den Kerninhalten zentraler christlicher Feste wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten auf die Spur zu kommen.

### **Gutes gut verpacken – Ästhetisierung in der Pastoral**

Abgesehen von diesem positiven Beispiel: Wie ist es insgesamt bei Kirche um die Ästhetik gestellt? Hat man hier bereits verstanden, welchen positiven Nutzen eine starke Marke hat? Gibt man in einer bekannten Suchmaschine die Begriffe „Kirche“ und „Ästhetik“ ein, ploppen neben interessanten Buchtiteln wie „Die Zeit der leeren Kirchen“ besonders Bilder und Texte über Kirchengebäude auf. Der Liturgiewissenschaftler Albert Gerhards meint in einem Beitrag: *„Die meisten unserer Kirchen sind von der Ästhetik früherer Zeiten geprägt – mit der viele heutige Menschen ihre Schwierigkeiten haben oder gar nichts mehr anfangen können“*.<sup>2</sup> Und da ist etwas Wahres dran. Über Jahrhunderte hinweg hat sich die Kirche stets bestimmten Stilen und Epochen angepasst und hat zum Teil sogar Trends kreiert und Kulturepochen geprägt. Heute ist sie in weiten Teilen bei der Ästhetik längst vergangener Zeiten ste-

hengeblieben. Schnell verweist man auf die Traditionen, die es hier zu wahren gilt. Und das die Würde des Kirchenraums Veränderungen nicht zulasse. Natürlich spricht nichts gegen die Erhaltung barocker oder neogotischer Kirchen. Aber dennoch braucht es in Zukunft eine Vielfalt an Kirchenräumen, welche sich an den Bedürfnissen der potenziellen und tatsächlichen Nutzer orientieren.

Beim Thema Ästhetik in der Pastoral können wir jedoch unmöglich bei Kirchengebäuden stehenbleiben. Auch andere Bereiche sind unbedingt auf ihre Nutzerorientierung hinsichtlich ihrer Ästhetik zu überprüfen.

Ich erinnere mich noch sehr gut an den miefigen Geruch in dem dunklen Pfarrheim, das ich betrat, als ich zu Beginn meines Studiums ein Praktikum in einer Pfarrei machte. Ich war durch die dunkle Möblierung, das Sammelsurium an Trinkgläsern und die braun-grün gefliesten Toilettenräume sehr irritiert, weil ich solche Orte lediglich von Bildern aus Omas Fotoalbum kannte. Als ich Jahre später in meiner Ausbildung zum Pastoralreferenten einen Vortrag zum Thema „Kirche geht – Impulse für eine erfrischende Art, Kirche zu sein“ im Pfarrheim meiner Gemeinde hielt, fragte mich meine Prüferin im Auswertungsgespräch, wie ich mir für solch ein Thema nur diesen Raum hätte aussuchen können. Ihr sei bereits beim Betreten der „Muff der letzten 50 Jahre“ entgegengeschlagen. Und recht hatte sie.

Eine weitere Sache, die sich bis heute tief in meinem Gedächtnis verankert hat, ist der Schaukasten meiner Heimatpfarrei, an dem ich als junger Mann auf dem Weg zur Schule und später zur Uni jeden Morgen vorbeiging. Schon von weitem sah ich Morgen für Morgen das flackernde Licht der Neonröhre, die vermutlich seit Aufstellung des Kastens mehr oder weniger zuverlässig ihren Dienst tat. Die Beschriftung war schon halb abgefallen: „SA KT P TER ND P UL“ prangte in großen Lettern auf dem oberen Teil des Kastens. Im Inneren befanden sich bunte, mit Edding beschriebene Zettel, die sich an den Seiten bereits kräuselten, weil Feuchtigkeit in den Schaukasten eindrang.

Einige Tesafilmstreifen hatten sich bereits gelöst und die Schrift war an vielen Stellen verlaufen. Neben diesen „Plakaten“, die man kaum als solche bezeichnen konnte, hingen häufig noch Bilder der letzten Ausflüge der KAB oder des Kolpingvereins. Meist zeigten sie fröhliche alte Menschen, die sich allem Anschein nach noch von den grandios beworbenen Veranstaltungen der Kirchengemeinde angesprochen fühlten.

Immer wieder fragte ich mich in der Folgezeit, warum sich Kirche in dieser Weise präsentierte und sich nicht „professionelle Hilfe“ holte. Glaubte sie ernsthaft, dass sie mit einer solchen Öffentlichkeitsarbeit noch irgendjemanden erreichen konnte, der nicht aus anderen Gründen aktives Teil der Gemeinde war? Mich jedenfalls hatten sie zu dieser Zeit bereits verloren.

Tatsächlich sind es diese Ereignisse, die mich nachhaltig geprägt haben. Sie treiben mich in meiner eigenen pastoralen Arbeit bis heute an und sorgen dafür, dass ich dem Thema „Ästhetik und Schönheit“ einen hohen Stellenwert beimesse. Meine Sehnsucht ist es seit meiner Bekehrung im Alter von 22 Jahren, Menschen zu Jesus zu führen, die mit Kirche in ihrer herkömmlichen Form nichts mehr anfangen können.

Wenn wir diese Menschen erreichen wollen, muss vor allem der Erstkontakt gelingen, und sei es nur durch ein gut gestaltetes Plakat oder einen witzigen Post auf Instagram. *„Besonders bei Distanzen zur Kirche spielt ihr Erscheinungsbild eine zentrale Rolle“*.<sup>3</sup> Und dass ein Großteil unserer Gesellschaft heute auf Distanz zur Kirche geht, ist nun mal zum Normalfall geworden. Doch wie kann eine positive Gestaltung des Erstkontakts im Rahmen einer missionarischen Pastoral konkret aussehen? Hier sei auf eine Organisation hingewiesen, die sich für einigen Jahren in Fulda gegründet hat.

### *Ästhetik und Schönheit in der Verkündigung am Beispiel ALL FOR ONE*

2016 ist in Fulda ein christliches Netzwerk von Gemeinden verschiedener Konfessio-



nen und Denominationen entstanden, welches sich zum Ziel gesetzt hatte, eine junge Generation neu für Glaube und Kirche zu begeistern. Ganz zu Beginn stand die Frage, wie das gelingen könne. Zunächst organisierten wir Fahrten zu christlichen Jugendevents, die uns zum Vorbild wurden, denn hier stimmte von der Werbung bis zur Gestaltung einfach alles. Nach drei Konzertfahrten gründeten wir ALL FOR ONE und planten ein erstes Event. Es sollte eine Art Prototyp sein, um zu schauen, ob es in Fulda einen Markt für solche Angebote gebe. An diesem Abend kamen über 300 junge Menschen und wir waren motiviert, weiter zu machen.

Von Beginn an achteten wir sehr darauf, dass unsere Öffentlichkeitsarbeit zur Zielgruppe passte. Unsere erste Amtshandlung war es, ein Logo zu entwickeln und ein Mission Statement zu verfassen. Dies sollte uns bei der Ausrichtung unserer Arbeit helfen. Mit der Zeit entstand ein Corporate Design. Egal ob Plakate oder Flyer, Posts auf Facebook oder Instagram: Alles sollte zur Marke ALL FOR ONE passen und einen hohen Wiedererkennungswert bieten.

2017 begannen wir mit unseren B.A.S.E.-Jugendgottesdiensten, zu denen bis zu 1400 junge Menschen kamen. Das diese Veranstaltung bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen so bekannt und beliebt gleichermaßen war, lag nicht zuletzt an unseren umfassenden Werbemaßnahmen. Wir bestückten die gesamte Stadt mit professionellen Plakaten und Flyern und stellten an den Straßenrändern Holztafeln mit unserer Werbung auf. Vor unseren Events produzierten wir sogenannte „Teaser“, kleine Videos, die das Thema des Abends visuell darstellten und zum Event einluden. Nach den Events veröffentlichten wir „Aftermovies“, um allen zu zeigen, wie großartig der Abend war und dass man den nächsten Gottesdienst keinesfalls verpassen sollte.

In den Wochen vor den Events gingen wir mit einem professionell gestalteten Stand und jeder Menge Kaffee in die City und auf den Campus der Hochschule und luden Menschen persönlich ein. Nach zwei Jahren

stellten wir sogar einen Grafikdesigner ein, der uns im Bereich des Marketings unterstützen sollte, weil dieser uns so unfassbar wichtig war. Uns war bewusst, dass in einer zur Zielgruppe passenden Ästhetik ein Imagewandel von Kirche bei jungen Menschen möglich war. Und daran wollten wir fortan weiterarbeiten.

Tatsächlich gelang es uns an vielen Stellen bereits. Die Bekanntheit von ALL FOR ONE stieg rasant und immer wieder war bei unseren Events die Hälfte der Besucher zum ersten Mal da. Es sprach sich herum, dass man bei uns Kirche mal so ganz anders erleben konnte. Dies lag nicht zuletzt auch an der Gestaltung unserer Angebote selbst. Als Orte suchten wir stadtbekanntere Szeneculubs, große Veranstaltungshallen, in denen sonst namhafte Bands spielten, oder öffentliche Plätze aus. Diese gestalteten wir in einer zur Zielgruppe passenden Ästhetik. Zu unseren insgesamt 22 Teams, die mit der Zeit entstanden, gehörte auch ein Deko-Team, welches den Veranstaltungsort so gestaltete, dass sich junge Menschen hier wohl fühlten. Fancy Stühle, hippe Stehlampen, schön gestaltete Postkarten mit Bibelversen, eingespannt in entsprechende Holzrahmen, LED Leuchtkästen, Blumen und Teppiche aus Großmutterns Zeiten gaben den Räumen einen Chic, der den jungen Leuten gefiel. Auch die Bühne und alle Backstage-Räume wurden entsprechend gestaltet. Denn jeder sollte sich bei uns auf Anhieb wohl und wertgeschätzt fühlen.

Die Gestaltung der Gottesdienste war geprägt von moderner Musik, hippen Predigern, professioneller Licht- und Tontechnik, von LED Walls und einer kleinen Messe, auf der sich Initiativen präsentierten, die den jungen Besuchern Möglichkeiten der weiteren Beschäftigung mit dem Glauben anboten. Auch der Info- und Merchandising-Stand von ALL FOR ONE war aufwendig gestaltet: Palettenmöbel, ein großer Infoscreen, befestigt an einer Traverse mit Standfuß, T-Shirts, Hoodies und Caps mit christlichen Botschaften, Giveaways und Bücher, Werbematerial und Luftballons

wiesen eine hohe Passgenauigkeit zur Ästhetik unserer Zielgruppe auf. Und selbst bei den Mitarbeitenden wurde darauf geachtet, dass sie der Zielgruppe entsprachen. So wurden beispielsweise junge Menschen mit einem gewissen Modegeschmack bevorzugt an den Eingang und auf die Bühne gestellt, um den Besuchern das Gefühl zu geben, dass Christsein und ein gewisser Lifestyle kein Gegensatzpaar sein musste. Ältere Mitarbeitende engagierten sich von sich aus in Teams, die eher im Hintergrund arbeiteten. Wir wollten eine Kirche von jungen Menschen für junge Menschen sein. Und das gelang uns auch.

ALL FOR ONE konnte von 2016–2019 rund 25.000 junge Menschen mit Events, Glaubenskursen und vielen weiteren Angeboten erreichen. Dies war zwar nicht abschließend, aber dennoch zu einem guten Teil der zielgruppenorientierten ästhetischen Gestaltung unserer Angebote geschuldet.

### *Nur echt mit sieben Sakramenten*

Jeder von uns kennt diesen bestimmten Butterkeks, der nur mit 52 Zähnen echt ist. Wie wäre es, wenn wir diesen Werbespruch uminterpretieren würden und der Slogan „Nur echt mit 7 Sakramenten“ zum Markenzeichen für die Katholische Kirche in Deutschland werden würde? Zugegeben: Diese Idee ist ein wenig weit hergeholt und würde vermutlich auch nicht den gewünschten Effekt erzielen. Und dennoch macht er deutlich, dass wir in Zukunft nicht mehr ohne eine positiv besetzte Marke auskommen werden. Das eingangs gezeichnete Bild von Wurm und Angler passt nahezu perfekt zu Kirche. Als Jesus seine ersten Jünger beruft, macht er sie zu Menschenfischern. Doch wie sollen wir mit Ködern, die kaum noch jemandem schmecken, andere Menschen begeistern?

Bei allem ist es natürlich wichtig, nicht in die „Ästhetisierungsfalle der Gegenwartskultur“<sup>4</sup> hineinzutappen. Es geht nicht um den schönen Raum, das einprägsame Logo oder das großartige Video an sich.

Alle diese Dinge verfolgen keinen Selbstzweck. Denn wenn sie für sich stehen bleiben, nützen sie nichts. Sie können jedoch zu stillen Zeugen eines Gottes werden, der selbst die Schönheit ist und sie geschaffen hat. Natürlich können wir mit Paulus darin übereinstimmen, dass bestimmte innere Werte wichtiger sind als das Äußerliche. Wenn wir nicht freundlich, demütig und sanftmütig sind (vgl. 1 Kol 3, 12), kann unser Flyer oder unsere Lounge noch so „nice“ sein. Auf der anderen Seite: Wie sollen wir Salz der Erde und Licht der Welt sein, wenn wir von der Gesellschaft mehr und mehr ignoriert werden? Letztlich muss alles, was wir tun, dem höheren Ziel, Menschen mit der Frohen Botschaft zu erreichen und diese Welt zu verwandeln. Aber dies kann nur gelingen, wenn wir als gesellschaftlicher Player wahr- und ernstgenommen werden.

Als Kirche „schön zu sein [...] und einen Gott zu verkünden, dessen Schönheit jedes Leben verwandelt“<sup>5</sup> ist in diesem Zusammenhang ein lohnendes Ziel. Und wer weiß: Vielleicht gelangen wir irgendwann zur einstigen Blüte im Bereich von Ästhetik und Schönheit zurück.

### **Anmerkungen:**

- 1 Sophia Prinz: Die Zwänge der Ästhetisierung, in: NGFH, 7/8 2012, 49–50, hier 50.
- 2 Albert Gerhards: Vom Umgang mit der ästhetischen Tradition, in: Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (Hrsg.): euangel. Magazin für missionarische Pastoral 3/2019, <https://www.euangel.de/ausgabe-3-2019/aesthetik/vom-umgang-mit-aesthetischen-tradition/>, Stand: 17.01.2022.
- 3 Stefan Knobloch: Potential Ortsgemeinde. Ein praktisch-theologisches Plädoyer, in: PThI (2008–2), 55–85, hier 69.
- 4 Hans-Joachim Höhn: spüren. Die ästhetische Kraft der Sakramente. Würzburg 2002, 37.
- 5 Matthias Sellmann: Touch and go. Ein urbaner Blick auf die Welt, in der wir leben (Vortrag auf der 7. Fachtagung des Netzwerks Citykirchenprojekte vom 26.–28. April 2006 in Dortmund), [https://www.citykirchenprojekte.de/sites/default/files/sellmann\\_urbane\\_perspektiven\\_260406.pdf](https://www.citykirchenprojekte.de/sites/default/files/sellmann_urbane_perspektiven_260406.pdf), Stand: 23.12.2021, 10.

# Netzwerkarbeit in der Engagementförderung

Das Wort „Nachhaltigkeit“ ist in aller Munde. Nachhaltigkeit bezieht sich aber ja nicht ausschließlich auf die Umwelt, sondern ebenso auf die Ressourcen von Arbeitskraft und persönlicher Energie. Gerade im gemeindlichen und kirchlichen Kontext ist uns doch sehr deutlich bewusst, dass immer weniger Menschen immer mehr Aufgaben und Engagement übernehmen (müssen?).

Genau aus dieser Überlegung heraus stellte sich mir zu Beginn der Corona-Pandemie die Frage: Machen jetzt alle Organisationen, Verbände, Vereine und Kirchengemeinden in Erkrath ähnliche Hilfsangebote wie beispielsweise Einkaufshilfen? Ist das sinnvoll? Zum einen im Hinblick auf die o. g. Ressourcen: es wären in jeder Organisation Personen damit beschäftigt, eine Struktur zu erstellen, Helfende zu rekrutieren, Werbung zu machen etc. Zum anderen ist es aber auch für die Bürger, die „Nutzer“ der Hilfsangebote schwierig, einen Überblick über passgenaue Angebote, eventuelle Unterschiede und richtige Ansprechpartner zu bekommen.

Und genau diese Überlegungen führten zu der Frage: *„Können wir das nicht viel besser gemeinsam?“*

Die Resonanz von anfänglich 14, später 16 Kooperationspartnern, die innerhalb von drei Tagen bereit waren, gemeinsam aktiv zu werden und „Hilfsangebote in der Corona-Pandemie“ aktiv miteinander zu gestalten, gibt eine erste Antwort auf diese Frage. Es zählt zu meinen Aufgaben als Engagementförderin, mich aktiv in lebensraumorientierte Netzwerke einzubringen. Warum nicht einfach mal die Initiative ergreifen, dachte ich mir.

Entscheidend aber war und ist die Resonanz der betroffenen Menschen. Wird unsere „Nachbarschaftshilfe“ bekannt? Vertraut man uns? Werden die Angebote angenommen? Alle drei Fragen können wir klar mit Ja! beantworten. Die „Nachbarschaftshilfe“ konnte sehr schnell und unbürokratisch z.B. die Koordination von ehrenamtlichen Einkaufshilfen oder die Unterstützung bei der Impfterminvergabe übernehmen.

## Welche Vorteile hatte die Vernetzung zur „Nachbarschaftshilfe“?

- Einheitliche Informationen wurden schnell in der Öffentlichkeit verbreitet: innerhalb von 3 Tagen hatten wir in der gesamten Stadt plakatiert, Flyer in Briefkästen verteilt, Websites mit der Homepage der Stadt verlinkt, und das Angebot war in der lokalen Presse präsent.
- Durch die Beteiligung vieler Organisationen, Verbände, Vereine, Kirchengemeinden wurde Vertrauen geschaffen.
- Der Informationsaustausch und die Koordination unter den Kooperationspartnern funktionierte transparent und schnell.
- Jede Organisation ist Experte auf einem bestimmten Gebiet und brachte diese Expertise ins Netzwerk ein. Das bedeutet: Es gab für fast jedes Anliegen ein professionelles Unterstützungsangebot.
- Die Hilfesuchenden haben eine Anlaufstelle. Von dort aus wird ihnen geholfen. Sie müssen nicht noch weitere Informationen einholen oder andere Kontaktpersonen anrufen. Sie werden zeitnah zurückgerufen!

Schnell haben wir verstanden und dann auch erlebt, dass durch diesen Zusammenschluss unglaubliche Energien freigesetzt werden, die zum Wohl der Menschen in unserer Stadt eingesetzt werden können. Wir

wollten diese Energie unbedingt aufrecht- erhalten und waren uns schnell einig, dass wir auch weiterhin Situationen miteinander gestalten wollen. Außerdem wollten wir über eigene Finanzmittel verfügen können und unserem Netzwerk einen verbindlichen, rechtlichen Rahmen geben. So sind wir seit Januar 2021 der eingetragene Verein „Erkrath hält zusammen e.V.“ mit acht Mitgliedern (z. B. Freundeskreis Flüchtlinge in Erkrath e. V. und SKFM Erkrath) und sieben Kooperationspartnern (z. B. Treffpunkt Leben und Jugendrat Erkrath).

## Unsere Vision(en):

- *Der Name „Erkrath hält zusammen“ ist Programm!*

Der Verein heißt bewusst nicht „Erkrath hilft“. Bei „Erkrath hält zusammen“ geht es um das Füreinander Dasein – auf Augenhöhe. Heute helfe ich dir und morgen du möglicherweise mir: hierarchiefrei, unpolitisch und überkonfessionell.

- *Keiner soll durch's Raster fallen!*  
Das bedeutet: von der Person her denken und handeln, die zu uns kommt. Optimal ist es, uneigennützig zu vermitteln, Zuständigkeiten zu beachten, Verantwortlichkeiten stark zu machen und mitunter individuelle Lösungen zu ermöglichen. Wenn Zuständigkeiten und Verantwortungen unklar sind, möchten wir Verbesserungen und Klarheit erwirken. Das erfordert dauerhafte Dialogbereitschaft unter den Netzwerkpartnern und mit der Stadt.
- *Wir haben das Wohl des hilfesuchenden Menschen im Blick!*  
Manchmal ist es schwierig zu beurteilen, was das tatsächliche „Wohl“ des Menschen ist. Dann sind Erfahrungsaustausch und mehrere Sichtweisen sehr wertvoll.

Schneller als uns lieb war wurde unser Netzwerk in der Hochwasserkatastrophe wieder aktiv: Wir wurden von der Stadt

Erkrath gebeten und beauftragt, die Koordination der freiwilligen Hilfsangebote zu übernehmen. Auch hier hat es wenige Stunden gebraucht, bis ein funktionierendes Team bereitstand, um Helfer und Unterstützer, Sach- und Geldspenden zu koordinieren.

## Das funktioniert: Gelingensfaktoren unserer bisherigen Praxis

- Wir alle haben die gleichen Visionen, die immer wieder thematisiert werden.
- Wir begegnen den Hilfesuchenden, den Mitarbeitenden bei der Stadt, den Sponsoren und uns im Team auf Augenhöhe.
- Flache Strukturen, keine Hierarchie, möglichst charismenorientierte Aufgabenverteilung.
- Das Einbringen von Kompetenzen als bereichernde Vielfalt ohne Kompetenzgerangel.
- Zusammenarbeit auf operativer Ebene mit eigenen Entscheidungskompetenzen.
- Es gibt einige charismatische Persönlichkeiten, die begeistern und andere motivieren, mitzutun!
- Es handelt sich um Angebote „nach Bedarf“ und wir brauchen auch Ruhephasen: „Wir können in Notsituationen sprinten, wenn wir in Ruhephasen auch mal spazieren gehen dürfen.“
- Wir beziehen Mitglieder, Kooperationspartner und Interessierte in unsere Arbeit ein und wünschen uns Rückmeldungen und Beteiligung. (Öffentlichkeitsarbeit, Mitglieder-Stammtisch, Team-Treffen, Einladung zum Engagement im Antragsformular).
- Es gibt eine enge Zusammenarbeit mit Stadtverwaltung und Bürgermeister.

- Wir dürfen Fehler machen und scheitern: Es ist unsere erste Pandemie und auch unsere erste Hochwasser-Katastrophe!

Wir erfahren Vertrauen und Zuspruch von den Menschen, die vom Hochwasser betroffen waren oder sind, von den unglaublich vielen Helfern und Sachspendern, von Spendern und Sponsoren, von der Stadt (Bürgerpreis 2020) und durch neue Mitgliedschaften. Wir wachsen zusammen, lernen uns immer besser kennen und schätzen. Wir lieben die Vielfalt in unseren Teams und profitieren davon.

## **Engagementförderung als Beitrag der katholischen Kirche**

Zusammen mit einem Engagierten war ich als Engagementförderin maßgeblich an der Gründung des Netzwerks beteiligt. Alle kirchlichen Akteure haben in diesem Netzwerk keine Sonder- oder gar Außen-seiterrolle. Als kirchlich Engagierte sind wir Partner unter Partnern. Kirche wird im bürgerschaftlichen Rahmen des Netzwerkes positiv als Sozialpartner mit eigenen Kompetenzen wahrgenommen. Besonders in der Fluthilfe hatte die Kirche mit vielen Engagierten im Rahmen von „Erkrath hält zusammen“ ein Gesicht. Angesichts des verbreiteten Misstrauens der Kirche gegenüber werden positive persönliche Erfahrungen mit kirchlich Engagierten ermöglicht. Gelebte Diakonie ist ein starkes Zeugnis! Mitunter weckt es das Interesse an einem Engagement im kirchlichen Kontext.

Ein Netzwerk wie „Erkrath hält zusammen e.V.“ bietet so unglaublich wertvolle Möglichkeiten, voneinander zu profitieren. Gemeinsam schonen wir wertvolle Ressourcen, fördern Engagement und folgen miteinander einer großen Vision: für die Menschen da zu sein, wenn sie Rat, Unterstützung oder Hilfe benötigen. Vernetzen wir uns über die Kirchenmauern hinaus mit Partnern, mit denen wir unsere Vision teilen können!

---

Patrik C. Höring

# **„Wirklichkeit wahrnehmen – Chancen finden – Berufung wählen“**

Die neuen Leitlinien zur Jugendpastoral der deutschen Bischöfe

---

Vor dem Hintergrund der mit der Wende zum 20. Jahrhundert entstandenen Jugendbewegung und angesichts der Bedrohung der katholischen Jugendbünde durch den NS-Staat hatten die deutschen Bischöfe 1936 erstmals landesweite Richtlinien zur Jugendseelsorge erlassen. Seitdem gab es mit dem entsprechenden Beschluss der Würzburger Synode 1975 und den Leitlinien zur Jugendpastoral von 1991 Versuche, mit der Zeit, d.h. den gesellschaftlichen und pädagogischen bzw. theologischen Entwicklungen, Schritt zu halten. Nun sind, im Abstand von genau 30 Jahren und angeregt auch durch die Ergebnisse der römischen Bischofssynode 2018 zum Thema „Die Jugendlichen, der Glaube und die Berufungsunterscheidung“, neue Leitlinien durch die Jugendkommission der Bischofskonferenz erarbeitet und von der Herbstvollversammlung 2021 verabschiedet worden.

## **Anlass und „Basisüberzeugungen“: Würzburger Synodenbeschluss 1975 und Bischofssynode 2018**

Der erstmals vorangestellte inhaltliche Titel greift Thema und Prozess der Synode 2018 auf, lässt zugleich den alten Dreischritt „Sehen – Urteilen – Handeln“ erkennen, der auch den Gesamttext struk-

turiert. Hier nun bildet er das „neue“, zentrale Instrument der Jugendpastoral, im Geiste des hl. Ignatius von Loyola bzw. der zurückliegenden Synode als Trias von „wahrnehmen“, „interpretieren“ und „wählen“ (13–21)<sup>1</sup> verstanden.

Zunächst aber erläutert der Text den *Anlass* für die neuen Leitlinien, der sich in der „Beschleunigung vieler gesellschaftlicher Dynamiken“, vor allem einer weiter vorangeschrittenen Entkirchlichung und Individualisierung findet, aber auch in der gewachsenen „Distanz zu allem Kirchlichen“, begründet im „sexuellen, finanziellen und geistlichen Missbrauch religiöser Macht“ (2). Daneben ist es die schon erwähnte Synode.

Zu den ebenfalls hier vorangestellten „Basisüberzeugungen“ (2) gehört der Bezug zur Würzburger Synode (3–5). Dass dieses Dokument sich nur auf die Jugendarbeit als einen Teilbereich der Jugendpastoral bezog, wird geflissentlich übergangen, was aber nicht daran hindert, die dort formulierte diakonische Grundoption (Jugendarbeit als Dienst der Kirche an der Jugend und an der Gesellschaft) nun auf die gesamte Jugendpastoral zu übertragen, wie es auch in vielen diözesanen Leitlinien und Rahmenkonzepten der Fall ist. Damit werden oder vielmehr bleiben die Jugendlichen und ihre Lebenssituation Ausgangspunkt jugendpastoralen Handelns.

Darüber hinaus greifen die Leitlinien die von der Synode 2018 und von Papst Franziskus in seinem Nachsynodalen Schreiben „Christus vivit“ (2019) neu akzentuierte Charakteristik der Jugendpastoral als „synodal sein, partizipativ, kollaborativ, kreativ und integrativ“ (4) auf. Daher soll, auch aufgrund veränderter jugendlicher Lebenswelten (Stichwort Digitalisierung), veränderter Familienstrukturen, globaler Herausforderungen („Globalisierung, die ökologische Krise, die Migrationsbewegungen, die Konfrontation mit Pandemien“) und innerkirchlicher Krisen („Missbrauch und Finanzskandale“), der Würzburger Synodenbeschluss fortgeschrieben werden (4f).

## Theologische Orientierungen: Persönlichkeitswerdung durch lebendige Christusbeziehung

Jugendpastoral ist kein Sonderfall, sondern teilt das Anliegen vieler anderer Akteure im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe: die Unterstützung junger Menschen bei der Ausbildung einer eigenen Persönlichkeit. Das Unterscheidende aber ist: „Jugendpastoral steht für die Erfahrung: Gelingende Persönlichkeitswerdung ist auch eine Dimension gelingenden Lebens- und Gottesglaubens“ (6).

Hier knüpfen die Leitlinien (ohne direkten wörtlichen Bezug) an die christologische Orientierung des Würzburger Synodenbeschlusses (dort: „Die Kirche dient dem jungen Menschen, indem sie ihm hilft, sich in einer Weise selbst zu verwirklichen, die an Jesus Christus Maß nimmt“) an und greifen den dort ebenfalls angeführten Philipperhymnus (Phil 2,6–11) auf, um ihn neu auszudeuten:

„Dort, wo du dich deiner Lebenslage und deinen Herausforderungen stellst (Wirklichkeit wahrnehmen); und dort, wo du dich mit Mut und Risiko für das Glück anderer Menschen investierst (Chancen finden); dort erschließt sich dir ein Leben in Fülle (vgl. Joh 10,10) (Berufung leben)“ (7).

Mal jenseits der Frage, ob es sprachlich gelungen ist, das Wort investieren als reflexives Verb einzuführen, den Leitlinien gelingt es nur begrenzt, in dieser Kürze die Gedanken des zugrundeliegenden Schreibens „Christus vivit“ von Papst Franziskus verständlich zu machen. Deutlich jedoch wird: Eine lebendige Christusbeziehung, eine „Freundschaft mit Jesus“ (7) steht zu recht im Mittelpunkt jugendpastoralen, wie im Übrigen auch katechetischen<sup>3</sup> Handelns. Schon hier rückt das Thema „Beziehung“ in den Fokus (vgl. auch 8).

Dieses „spezielle Ziel“ ist in das zuvor genannte, „allgemeine, pädagogisch-anthropologische Ziel“ integriert:

„Jugendpastoral atmet gewissermaßen immer aus zwei Lungenflügeln: aus ihrer sozialpädagogischen wie ihrer geistlichen Qualität. Keine der beiden Dimensionen kann gegeneinander ausgespielt werden, beide produzieren denselben lebensermöglichenden Sauerstoff. Trotzdem kann die ‚Luftmischung‘ je nach jugendpastoralem Handlungsfeld sehr verschieden ausfallen und muss es sogar. Denn im Fokus steht der konkrete junge Mensch, der mal mehr Bestätigung und mal mehr Herausforderung benötigt“ (7).

Hier wird deutlich, dass und warum „das Fromme“ nicht gegen „das (Sozial-)Pädagogische“ ausgespielt werden darf, beide Vollzüge nicht voneinander zu trennen sind und warum es in den verschiedenen Feldern der Jugendpastoral dennoch unterschiedliche Akzentsetzungen geben kann: In der Person des (jungen) Menschen gehört beides zusammen und in der Person des (jungen) Menschen liegt das Kriterium für das, „was nottut“ – im Übrigen eine Grundüberzeugung heutiger, u.a. von der klientenzentrierten Gesprächsführung inspirierter Seelsorgetheorie.<sup>4</sup>

Was dies für die Kompetenzen und die Zusrüstung der Mitarbeitenden bedeutet (vgl. dazu auch 27) lässt das Dokument jedoch im Vergleich zum Würzburger Synodenbeschluss weitgehend offen. Ebenso wird die Frage, ob bzw. inwiefern die Anerkennung der sozialpädagogischen Kompetenz als eine Form des pastoralen Dienstes bzw. die Bildung multiprofessioneller Teams sinnvoll wäre, nicht reflektiert.

Voraussetzung für ein solches, personzentriertes Handeln aber ist das Kennen und „Verstehen“ (8) der Lebenssituation der jungen Menschen. Zentrale Aspekte aus der Jugendforschung trägt daher das Dokument überblickartig zusammen (vgl. 8-12), eine verzichtbare Unternehmung, weil die meisten Themen hinlänglich bekannt sind, hier nur plakativ angerissen und in ihrer Konsequenz auch nicht weiter verfolgt werden – mit einer Ausnahme. Im Unterschied zu den vorherigen Dokumen-

ten fokussieren die Leitlinien eine neue, wichtige Rahmenbedingung: eine „weltanschauliche Vielfalt“ bis hinein in die eigene Religion bzw. Konfession, zu der sich mit einer profilierten und überzeugten Arbeit verhalten werden könne (vgl. 12f). Dass damit auch gleich alle „Missverständnisse“ und Verdächtigungen, es gehe letztlich nur um „Mitgliedergewinnung“ und „rigide Wahrheits- und Moralansprüche“ (13), ausgeräumt seien, ist jedoch eine optimistische Einschätzung. Entscheiden wird sich das Ganze an der Glaubwürdigkeit der Akteure in der Praxis.

Zu Recht aber weist das Dokument darauf hin, dass sich das Angebot der Jugendpastoral in der Situation einer „weltanschaulichen Vielfalt“ als (biografie-)tauglich erweisen muss (vgl. 13f). Dazu empfehlen die Leitlinien die Anwendung des von Papst Franziskus vorgeschlagenen, neuen, der Tradition der ignatianischen Exerzitien entlehnten „Dreischritts der Jugendpastoral“ – die schon in der Überschrift genannten Schritte der Synode 2018: „Wahrnehmen“, „Interpretieren“, „Wählen“ (14). Als Modell dient – nicht ganz überraschend – die auch in der Praktischen Theologie gerne herangezogene<sup>5</sup> Emmaus-Perikope (Lk 24,13-35). In dem genannten Dreischritt würden auch Konvergenzen zu human- und neurowissenschaftlichen Erkenntnissen vorliegen, die beschreiben, wie religiöse Erfahrungen entstünden: „Ein beliebiges Erlebnis (‚wahrnehmen‘) kann eine explizit religiöse Identität bereichern oder sogar fundieren (‚wählen‘), wenn eine als passend erlebte Deutungssprache zwischen beiden Polen vermittelt (‚interpretieren‘)“ (15). Diese Schritte mögen als Abfolge, aber auch als wechselseitiger Prozess verstanden werden, als ein für die Jugendpastoral konstitutives Ineinander von „Sozialpastoral (‚wahrnehmen‘), Kulturpastoral (‚interpretieren‘) und Berufungspastoral (‚wählen‘)“ (15), das alle Handlungsfelder gleichermaßen, aber nicht notwendig in gleichem Maße betreffe.

Diese „drei Ausdrucksformen jesuanischer Freundschaft“ (15) werden nun als „Stilelemente jesuanischer Pastoral“ im Folgenden

weiter entfaltet (vgl. 15-20) und sollen in der Jugendpastoral angewendet bzw. realisiert werden. Damit wird dann endgültig deutlich, inwiefern der Würzburger Synodenbeschluss fortgeschrieben wird, indem nämlich dessen Definition von Jugendarbeit wie folgt ergänzt wird:

„Jugendpastoral nimmt an Christus Maß und hat an ihm Anteil, wenn sie gemeinsam mit den Jugendlichen Raum und Kraft vermittelt,

- das Leben wahrzunehmen, wie es ist;
- das Leben zu deuten, wie es von Gott her sein kann;
- das Leben zu wählen, wie es der inneren Berufung entspricht“ (16; vgl. 20f).

### **Konsequenzen für die Jugendpastoral: Wirklichkeit wahrnehmen – Chancen finden – Berufung wählen**

Darauf aufbauend werden „exemplarisch“ (21) konkrete Aufgaben der Jugendpastoral genannt: „Vielfalt jugendlicher Lebenswelten ernst nehmen“, „Vielfalt kirchlicher Handlungsfelder fördern“, „Mit jungen Menschen auf der Suche sein“, „Junge Menschen begleiten“, „Entscheidungshilfen geben“, „Bildung fördern“, „Werte und Persönlichkeit bilden“, „Spirituelle Erfahrungen ermöglichen“, „Kinder und Jugendliche schützen“, „Die Schwachen in den Blick nehmen“, „(Familiäre) Beziehungen junger Menschen in den Blick nehmen“, „Sich in einer pluralen Gesellschaft positionieren“, „Internationale Erfahrungen ermöglichen“, „Sich für die Bewahrung der Schöpfung einsetzen“, „Digital agieren“, „Freiräume fürs Experimentieren schaffen“, „Kirche partizipativ gestalten“, „Kirche mit jungen Menschen missionarisch gestalten“, „Begleitende begleiten“, „Mitarbeitende in der Jugendpastoral qualifizieren“ (21-27).

Wie schon die Teile zuvor, leidet auch dieser Abschnitt unter einem gewissen „Theologen-“ bzw. „Pädagogensprech“, wengleich er ob seiner Konkretheit et-

was griffiger daherkommt und am ehesten erkennen lässt, wie das Dokument auf die aktuellen Entwicklungen wirklich reagieren will. Dennoch: Die Vielzahl und die Diversität der genannten „Aufgaben“ erinnern doch irgendwie an den Wunschzettel eines Kindes, das sich angesichts vieler unerfüllter Wünsche nicht entscheiden kann. Entschuldigend mag man entgegnen: Diese Vielfalt entspricht der Komplexität der gesellschaftlichen Lage bzw. des Jugendalters heute, die sich in der Vielfalt jugendpastoraler Aufgaben und Handlungsfelder (das Dokument identifiziert deren 15; vgl. 28f) spiegelt. Dennoch: Eine gewisse strategische Fokussierung hätte dem Dokument gutgetan.

Während abschließend Strukturen und Aufgaben der Bundes- und der Diözesanebene in der Jugendpastoral erläutert werden, finden sich in den letzten beiden Absätzen noch einmal wichtige, leider nicht weiter ausgeführte bzw. zu Unrecht nicht in die Mitte gerückte Themen: die (zumeist noch ungeklärte) Rolle neuer bzw. eigener Kirchorte für junge Menschen im Kontext der Pfarrestrukturen<sup>6</sup> und die Frage nach den notwendigen Kompetenzen ehren- und hauptamtlich Mitarbeitender.

### **Fazit**

Das Dokument ist nicht gerade kurz und knapp und enthält auch inhaltliche und sprachliche Redundanzen bzw. mitunter einen für Leitlinien ungewohnten homiletischen Ton (vgl. bspw. 13). An der Grundausrichtung von Jugendpastoral nimmt es gegenüber den Dokumenten von 1975 und 1991 keine Korrekturen vor. Im Unterschied zu diesen versuchen die neuen Leitlinien keine erneute Positionierung in der Debatte um das Verhältnis der kirchlichen Grundvollzüge Diakonie, Martyrie, Liturgie und Koinonie. Demgegenüber ist der im Mittelpunkt des Dokuments stehende, aus der ignatianischen Spiritualität entlehnte Dreischritt ein markanter Vorschlag zur Weiterentwicklung der Jugendpastoral,



dessen kritische Reflexion, eventuelle Aneignung, Vertiefung und individuelle Konkretisierung jedoch noch erforderlich, aber auch lohnenswert erscheint.

Die Frage nach der Relevanz des Dokumentes wird sich durch seine Rezeptionsgeschichte beantworten. Vielen erschien da der Würzburger Synodenbeschluss in der Vergangenheit weitaus prägnanter als die Leitlinien von 1991. Es wird sich zeigen, ob den Leitlinien von 2021 ein ähnliches Schicksal bevorsteht.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Die Seitenzahlen im Text beziehen sich auf das unter <https://jugendpastoral.de/jugendpastoral> verfügbare Dokument. Es wird auch als Heft Nr. 109 der Reihe „Die deutschen Bischöfe“ vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz herausgegeben.
- <sup>2</sup> Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit. Beschluß (1975), 295, in: Bertsch, L. u. a. (Hrsg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung, Offizielle Gesamtausgabe I. Freiburg i. Brsg. 1976, 288-311.
- <sup>3</sup> Vgl. Päpstlicher Rat zur Förderung der Neuevangelisierung: Direktorium für die Katechese, hrsg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz [VAp 224]. Bonn 2020, Nr. 75.
- <sup>4</sup> Vgl. dazu Höring, P.C.: Jugendlichen begegnen. Arbeitsbuch Jugendarbeit. Stuttgart 2017, 304-315.
- <sup>5</sup> Vgl. etwa ebd., 334-338.
- <sup>6</sup> Vgl. dazu etwa Höring, P.C. (Hrsg.): Friday for Future – Sundays for Church – Always for God. Wie viel Gemeinde braucht die Jugend?. Berlin 2021.

René Buchholz

# „Strukturwandel der Kirche ...“

Zur Aktualität eines Textes von Karl Rahner

## Vorbemerkung

Wenn einem Text attestiert wird, er sei immer noch aktuell, so ist dies eher als Kompliment gemeint: Er war seiner Zeit voraus und enthält viele noch unausgeschöpfte Gedanken. Wer heute den 1972 von Karl Rahner veröffentlichten Text *Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance*<sup>1</sup> liest, hat in der Tat diesen Eindruck. Rahner hingegen hätte es wohl weniger gefreut, dass im Jahr 2020 sein damaliger Text noch als „aktuell“ bezeichnet wird. Eigentlich sollte in der allmählichen Umsetzung der *Würzburger Synode* (1971-75), die ja ihrerseits Anstöße des II. Vatikanischen Konzils umsetzen wollte, doch vieles von dem, was er als Reformvorschläge unterbreitete, Realität geworden oder von anderen, besseren Ideen überholt worden sein. Wenn „Aktualität“ in diesem Fall kein Kompliment ist, so fällt dies jedoch nicht auf den Autor der kleinen Schrift zurück, sondern auf den Adressaten: eine Kirche, die den angemahnten Strukturwandel nach einem halben Jahrhundert seit dem Konzil versäumte. Blickt man auf den damaligen Stand der Diskussion, so zeigt sich, wie reformresistent die Kirche, bei aller Betriebsamkeit in den Jahrzehnten nach der Synode, blieb.

## 1. Zur Situation

Der Dogmatiker beginnt recht undogmatisch: ausdrücklich nicht mit einem Traktat über das Wesen der Kirche, sondern mit einer Analyse der gesellschaftlichen Situation von Kirche und Christentum, die angenehm frei ist von Illusionen, Beschwörungen ei-

ner angeblich heilen Vergangenheit und Schuldzuweisungen. Aufgrund dieses Befundes können Prognosen, Forderungen und Konzepte entwickelt werden. Vielleicht klingt der Begriff „Analyse“, angesichts der umfangreichen Literatur, die es zum Thema bis heute gibt, etwas präventiv; eher handelt es sich um eine knappe Beschreibung anhand wichtiger Begriffe, die für eine Reihe religionssoziologischer Theorien stehen. Eine solche Befunderhebung, mahnt Rahner, müsse auch der „Ausgangspunkt der Überlegungen der Synode“ sein (29). Rahner bezeichnet seine Gegenwart (1972) als Situation „eines Übergangs von einer Kirche, die durch eine homogene christliche Gesellschaft getragen und mit ihr fast identisch war, von einer Volkskirche, zu einer Kirche ..., die gebildet wird durch solche, die im Widerspruch zu ihrer Umgebung zu einer persönlich deutlich und reflex verantworteten Glaubensentscheidung sich durchgerungen haben“. (35f) Und um Missverständnisse abzuwehren fügt er gleich hinzu, dass damit nicht der Rückzug „auf ein kleines Häuflein, Kirche genannt, im Windschatten der Geschichte und Gesellschaft“ (36) gemeint ist. Man sollte das kleine Wort „reflex“ nicht überlesen: Nicht Gefühlslagen, anti-intellektuelle Affekte oder Anleihen bei kulturrindustrieller Religiosität meint Rahner hier, sondern eine gründliche Auseinandersetzung mit dem christlichen Anspruch, welche die rationale Anstrengung nicht scheut. Das bedeutet, sich nicht einfach der Schwerkraft der Überlieferung zu überlassen ebenso wie Distanz zur eigenen Bedürfnislage, kurz: Mündigkeit; von Rahners Text führt kein Weg zu „Mission Manifest“.<sup>2</sup>

Diese Situation des Umbruchs ist nun, wie Rahner betont, „keine Tat und Wirkung von finsternen Mächten, sondern zunächst einmal gar nicht ein Schwund an wirklich absolut notwendigem, und heilschaffendem Glauben“ (...), sondern ein Schwund der Voraussetzungen jener ganz bestimmten, mit dem Wesen des Glaubens und des Christentums gar nicht identischen Art von Glaube und Christentum, die mit jenen gesellschaftlichen Verhältnissen ge-

geben war, die heute am Untergehen sind und vom christlichen Glauben gar nicht als bleibend postuliert werden können, weil sie gar nicht die notwendigen Voraussetzung eines wahren und kirchlichen Christentums sind“ (ebd.). Damit widerspricht Rahner allen Verschwörungstheorien und Personalisierungen komplizierter historischer Prozesse, die leider auch heute noch anzutreffen sind. Religionssoziologen haben in den letzten 50 Jahren diesen Umbruch ausführlicher analysiert, und wir befinden uns heute an einem weiter fortgeschrittenen Punkt dieser Entwicklung als seinerzeit Karl Rahner. Im Hintergrund stehen Rahners Überlegungen zu einer partizipatorischen, intellektuell verantworteten Form von Religion; es klingt aber auch von ferne seine schon in den sechziger Jahren vorgetragene und kontrovers diskutierte These eines *anonymen Christentums* jenseits eines expliziten Bekenntnisses an<sup>3</sup>.

Nüchtern konstatiert Rahner, dass die empirischen Wissenschaften und mit ihnen die Möglichkeit, die Welt immanent in ihren Funktionen zu erklären, eine Weltsicht ausschließen, „in der Gott als eine einzelne Wirklichkeit unter anderen vorkommt“, und in diesem, aber *nur* in diesem Sinne lasse sich von einem „a-theistischen“ Bewusstsein sprechen (37). Gott ist weder Teil innerweltlicher Kausalität, noch deren Konkurrenz. Ferner verweist er darauf, dass der „Nimbus des Sakralen“, der einst Ämter, Riten, Autoritäten und Institutionen umgab, zergangen ist. Auch die historisch-kritische Erforschung der Religionsgeschichte und der heiligen Schriften führt dazu, dass „die geschichtliche Offenbarung als Begründung des Glaubens nicht mehr so leicht als regional und zeitlich begrenztes Ereignis in der Geschichte verstanden werden kann“ (ebd.). Rahners Theologie der Offenbarung und des Verhältnisses von Natur und Gnade sowie der enge Zusammenhang von Theologie und Anthropologie<sup>4</sup> dürfen als Antwort auf die „Entzauberung“ (M. Weber) von Religions- und Dogmengeschichte verstanden werden, aber auch auf die neuzeitliche *reductio ad hominem*, wie sie Ludwig Feuerbach realisiert.

Angesichts dieser Situation warnt Rahner davor, die verbliebenen „Restbestände“ (33) vormoderner Religionsformen bloß ängstlich zu bewahren und fordert eine spirituelle, theologische und institutionelle Erneuerung des Christentums, mit der sich auch eine größere Offenheit für neue religiöse Phänomene innerhalb wie außerhalb der überlieferten und verfassten Religionen verbinden muss. Solche Aufbrüche kommen, wie Rahner wusste, nicht alle der Kirche zugute; diese wird sich vielmehr darauf einrichten müssen, in einer auch religiös pluralistischen Gesellschaft eine Minderheit zu bilden. In diesem Zusammenhang spricht Rahner von der *Kirche der kleinen Herde*, die er, wie schon angedeutet, scharf absetzt von einer Ghetto- und Sektenmentalität.

*„Wenn man“*, so Rahner, *„in einem bequemen Traditionalismus und einer langweiligen Pseudoorthodoxie, die sich vor der Mentalität des heutigen Menschen und der modernen Gesellschaft fürchten, sich auf die ‚kleine Herde‘ beruft, wenn man uneingestanden gar nichts dagegen hat, daß die unruhig fragenden Menschen aus der Kirche auswandern, weil dann wieder Ruhe und Ordnung einziehen können, und alles in der Kirche wieder so wie früher wird, propagiert man nicht die Haltung, die der kleinen Herde Jesu Christi konform ist, sondern eine kleinhäuslerische Sektenmentalität.“* (42)

Über die Gefahr, die von diesem Rückzug ins Ghetto ausgeht, machte sich Rahner keine Illusionen, aber auch nicht über die Zukunft einer Kirche, die nicht mehr im „Konstantinischen Zeitalter“ existiert: „Wir sind in Deutschland eine kleine Herde und wir werden eine noch kleinere Herde werden, weil die Erosion der Voraussetzungen einer christlichen Gesellschaft in der profanen Gesellschaft noch weitergeht und so einem Traditionschristentum immer mehr den Boden entzieht.“ (43) Rahner plädiert angesichts dessen für einen missionarischen Charakter der Kirche, der aber nicht in manipulativen Strategien, Großveranstaltungen und Proselytenmacherei à tout prix zu suchen ist, sondern in der Praxis der

Kirche selbst, ihrem Lebensbeispiel, das sie abgibt – oder nicht (44f) – bei gleichzeitig fortschreitender, durchaus Konflikte generierender innerkirchlicher Pluralisierung. Die Kirche marschierte noch nie in ihrer Geschichte im Gleichschritt, auch wenn manche dies anstrebten und in eine rein fiktionale normative Vergangenheit projizieren.

## 2. „Perspektiven der Zukunft“

### a) Plädoyer für die römisch-katholische Kirche

Was aber sind die Ratschläge, die Rahner der Würzburger Versammlung mit auf den Weg gab? Manchen mochte überraschen, dass Rahner mit einem Plädoyer für die römisch-katholische Kirche einsetzt. Dies verdankt sich, wie er betont, keinem Rückfall in die Papst-Devotion des 19. Jahrhunderts (68), noch, so können wir hinzufügen, einer Vorwegnahme der heute von manchen Kreisen betriebenen Inszenierung, die sich souverän der Armatur des kulturindustriellen Starkultes bedient. Dass das Christentum kein in die abstrakte Innerlichkeit zurückgezogener Glaube sei, sondern eine sichtbare, institutionelle Gestalt in dieser Geschichte haben müsse, ist zentraler Bestandteil der Ekklesiologie Rahners. Diese Sichtbarkeit inmitten der Geschichte ist für ihn nicht etwa eine nachträgliche Beigabe. Wenn Offenbarung in die Geschichte hinein wirkt, so bedarf sie einer sichtbaren Gestalt ihrer Ankunft und Annahme, eines „objektiven Geistes“, der diese Annahme auch real repräsentiert inmitten eines historischen Kontextes, der von sich aus nicht unbedingt Rettung und Heil bezeugt. So wenig sie mit dem Gottesreich in eins zu setzen ist, so ist sie doch Teil seiner Dynamik. Insofern bedarf es keiner ausdrücklichen Stiftung durch Christus (einschließlich ihrer späteren Ämter und Strukturen), die exegetisch ohnehin problematisch ist (vgl. Mt 16,18f). Auch wenn Rahner den Begriff „Stiftung“ nicht verworfen hat,

so ist „Herkunft“ doch angemessener. Im Sinne Rahners gründet die Kirche in Verkündigung, Tod und Auferstehung Jesu, sie ist „die Bleibendheit dieser geschichtlich greifbaren Selbstzusage Gottes irreversibler Art“<sup>5</sup>, auch wenn sie keineswegs jenseits der Ambivalenzen, tiefen Widersprüche und Konflikte dieser Geschichte existiert. Innerhalb ihrer Geschichte bildete die Kirche eine Ämterstruktur aus, die für Rahner, obwohl historisch entsprungen, nicht beliebig zur Disposition steht, weil sie etwas von dem spezifischen Charakter der Kirche ausdrückt. Zu diesen Ämtern gehört nach Rahner das Papstamt, auch wenn dessen konkrete Gestalt – wie jene der übrigen Ämter – „plastischer“ ist als es der Traditionalismus zu denken wagt.

### b) Christozentrische Ekklesiologie?

Nur nebenbei sei bemerkt, dass Rahner mit dieser strikt christozentrischen Begründung der Kirche die Frage nach ihrer Herkunft nicht vollständig beantwortet; er übersieht nämlich, dass die ersten Jüngerinnen und Jünger Jesu Teil eines sozialen Verbandes waren, der bereits für die Annahme der Selbstmitteilung Gottes stand: Israel bzw. das Judentum. Und an Israel richtet sich folgerichtig, wie Rahner selbst in Einklang mit der neueren Exegese konstatiert, die eschatologische Botschaft Jesu<sup>6</sup>, schließlich ist auch die Selbstzusage Gottes im Alten Testament irreversibel und keine Caprice eines göttlichen Despoten. Da für Rahner aber „die „ganze biblische Zeit von Abraham bis Christus“ sich „auf die Vorgeschichte des Christuserignisses“ reduziert<sup>7</sup>, bleibt auch die Gemeinde Israels ein im Grunde inzwischen überholtes Proömium zur Kirche, wie die alttestamentliche Offenbarung ein Proömium der Offenbarung in Christus ist. Entsprechend bleibt das Judentum *post Christum natum* ein weißer Fleck auf Rahners theologischer Landkarte.

### c) Eine entklerikalisierte und dienende Kirche

Doch zurück zu den Reformvorschlägen. Die „Wende zum Subjekt“, die im neuzeitlichen Denken ihren verbindlichen Ausdruck fand, muss sich ekklesiologisch und kirchenrechtlich niederschlagen. Dagegen spricht auch nicht, dass in der weiteren Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft die einst hochgehaltenen Ideale angesichts ökonomischer und nationaler Interessen suspendiert oder nur in Sonntagsreden beschworen wurden. Keine *Dialektik der Aufklärung* rechtfertigt die Regression auf vormoderne, autoritäre Sozialformen. Wer es mit Reformen ernst meint, muss auch den Mut haben, etwas aufzugeben und sich ferner fragen, „ob man bei einem solchen Marsch in die Zukunft der Kirche immer all die braven Leute in der Kirche mitnehmen kann, die sich gegen einen solchen Marsch in eine ihnen unbekannte Zukunft von ihrer unzeitgemäßen Mentalität her sträuben“ (64).

Die Kirche der Zukunft, erklärt Rahner, wird eine *entklerikalisierte Kirche* sein, was nicht heißt, dass es in ihr keine Ämter mehr gibt, auch ist nicht bloß der Verzicht auf Prunkentfaltung gemeint. Auch wenn Rahner zögert, die Ämter im Sinne moderner Demokratien aus dem Volk als Souverän abzuleiten, so werden die Amtsträger in Zukunft faktisch „so viel effiziente und nicht nur theoretisch in Anspruch genommene Autorität haben, als sie ihnen von der Freiheit der Glaubenden durch ihren Glauben zugestanden wird“ (74). Es wird nicht mehr genügen, auf göttliche Einsetzung und den Ordo zu pochen. Entscheidungen bedürfen innerhalb einer demokratisierten Öffentlichkeit argumentativer Transparenz und der Partizipation der davon Betroffenen und müssen, wo sie kritischen Einwänden nicht standhalten, auch revidiert werden.

Diese entklerikalisierte Kirche soll zugleich eine *dienende* sein, ihr primäres Interesse gilt nicht Strategien der Bestandssicherung. Rahner verweist darauf, dass gerade diese selbstbezügliche Haltung die Kirche während des Nationalsozialismus dazu führte, sich für

das Schicksal der Juden deutlich weniger zu interessieren als für die Sicherung der Institution, die doch nicht Zweck, sondern Mittel ist (77). Nur wenn der Selbsterhaltung und dem Erhalt der Strukturen nicht absoluter Primat eingeräumt wird, kann Kirche auch *moralisch glaubwürdig* sein, ohne gleich mit selbstgerechtem Moralisieren assoziiert zu werden, das sich „über eine unmoralische Welt“ entrüstet (83), aber den vergebenden Gott verdunkelt und letztlich die Dinge lässt wie sie sind. Kirche soll sich in einer pluralistischen Öffentlichkeit kritisch zu Wort melden und Missstände thematisieren, aber diese Stellungnahmen können nicht einfach nur unter Rekurs auf die Tradition erfolgen, sondern müssen auf Analysen und dem aktuellen Stand wissenschaftlicher Diskussion basieren – ohne angemessene Expertise in allen Fragen, während die wirklichen Experten bescheidener auftreten und manchmal auch ratlos sind. Dies vorausgesetzt, darf Kirche durchaus gesellschaftskritisch auftreten und in diesem Sinne, wie Rahner es vielleicht nicht sehr glücklich formuliert, eine „Kirche der konkreten Weisungen“ sein (93-100). Vorschweben mochten ihm dabei Stellungnahmen der Bischöfe etwa in Lateinamerika (Medellin 1968) zu den bestehenden Formen von sozialer Segregation, Landraub, Entrechtung, und Diktatur.

#### d) Offene Kirche

Aus diesem dienenden Charakter der Kirche folgt auch eine Kritik der „Closed-Shop-Mentalität“, die in der Kirche – übrigens heute bei einigen Gruppen in neuem Format – durchaus verbreitet ist und eher abschreckt. Dagegen plädiert Rahner für eine *Offenheit* der Kirche die über die Grenzen der „standesamtlichen Konfessionszugehörigkeit“ hinausgeht, zumal nicht sicher ist, was tatsächlich selbst im engeren Kreis der „praktizierenden Katholiken“ geglaubt wird und was nicht. Wenn also der „Umkreis der Kirche gar nicht genau feststeht“, so sollten sowohl Kirchenleitungen als auch Gemeinden nicht jene ausgrenzen,

die keineswegs die gesamte orthodoxe oder für orthodox geltende Anschauung unter-scheiden, zumal es, wie Rahner betont, einen legitimen innerkirchlichen Pluralismus gibt, von dem erwartet werden kann, dass er eher zu- als abnimmt. Die heute beliebte Kritik an „Büffet-Katholiken“, die auswählen, anstatt entschieden das komplette Programm zu buchen, hätte keineswegs Rahners Zustimmung gefunden: „Das doch sehr verbreitete Gefühl muß bekämpft werden, man müsse entweder ein dezidiertes Mitglied der Kirche mit allen daraus erfließenden Verpflichtungen sein, oder man stehe der Kirche zwangsläufig feindlich oder absolut gleichgültig gegenüber“ (91).

Innerhalb der kirchlichen Erneuerung spielt für Rahner *Spiritualität* eine entscheidende Rolle, auch sie nicht schon am Gängelband einer vom Argwohn bestimmten Kontrolle<sup>8</sup> und jenseits mystischer Höhenflüge oder marktformiger Esoterik. Sie ist nicht nur Erfahrung der Anwesenheit, sondern auch der Abwesenheit Gottes, der unseren Erwartungen nicht entspricht und alle „kalkulierbaren Einzelwirklichkeiten“ übersteigt (106). Fokussiert ist sie aber – konsequent im Sinn der Christozentrik Rahners – auf die Gestalt Jesu, in dem die „Selbstzusage Gottes ... für uns greifbar festgemacht“ ist (107), der aber keineswegs im Überschwang zum Superstar infantiler Identifikationswünsche stilisiert werden darf. Hier verlief auch für Rahner die Demarkationslinie zwischen Spiritualität und Regression. Abgesehen davon aber fragt sich, ob die Integration aller irritierender, die christliche Botschaft konterkarierender Erfahrungen in die Erfahrung des Geheimnisses Gottes uneingeschränkt den Zeitgenossen des 20. und 21. Jahrhunderts noch möglich ist oder nicht doch als *sacrificium intellectus* gewertet wird; es wäre ein eigenes Thema, reich an Kontroversen.

### 3. „... für eine fernere Zukunft“

Schwerlich hatte Rahner geglaubt, dass der Reformprozess, der ihm vorschwebte und in Würzburg für die Kirche in Deutsch-

land konkretisiert werden sollte, in zwei Jahrzehnten abgeschlossen wäre, und so entwickelte er auch Perspektiven oder besser: Postulate für eine fernere Zukunft, die fünf Themenbereichen angehören:

- a) die – von ihm schon vorher angesprochene – *offene Kirche*;
- b) die ökumenisch orientierte Kirche;
- c) die Notwendigkeit einer *basisorientierten Kirche*;
- d) eine demokratisierte Kirche und
- e) eine gesellschaftskritische Kirche.

Anstatt diese Punkte nacheinander abzuarbeiten und – wie Rahner selbst bemerkte – Redundanzen in Kauf zu nehmen, sollen sie hier zusammenfassend analysiert werden, zumal sie auch tiefer miteinander zusammenhängen.

Die Tendenz, sich in sich selbst zu verschließen und damit weite Teile sowohl der Getauften als auch der Menschen außerhalb der verfassten Kirche zu exkludieren, erkannte Rahner als eine akute Gefahr; ihr widmete er in seiner kleinen Schrift nicht zufällig breiteren Raum. Zwar gibt es, wie Rahner einräumt, verbindliche Gehalte, deren Ausformulierung oft schweren Konflikten mit erheblichen Kollateralschäden entsprang, doch geraten sie zu Leerformeln, wo sie nicht weiter reflektiert und fortentwickelt werden und nur als Fadenkreuz dienen, um Gegner auszumachen oder genau zu unterscheiden zwischen „praktizierenden Katholiken“ und so genannten „Randständigen“. Rahner verweist hier nochmals auf die fließenden Grenzen der Kirche und die Unmöglichkeit für die Zeitgenossen, angesichts eines nicht vollständig einholbaren Pluralismus und des hypothetischen Charakters von Meinungsbildung an einer unerschütterlichen Orthodoxie festzuhalten. Die Zunahme an Hypothesen reicht auch bis in die Kirche selbst hinein und fördert den innerkirchlichen Pluralismus, zwingt aber auch zur Bescheidenheit, was den Geltungsanspruch einer Auffassung betrifft. Rahner hatte 1972 noch nicht den epistemologischen Größenwahn vor

Augen, der sich heute in den social media dokumentiert.

Wenn aber schon innerkatholisch Differenzierungen möglich sind, die sich nicht einfach durch den *Denzinger* begrenzen und eindämmen lassen, so gilt dies erst recht für die innerchristliche Ökumene, der das II. Vatikanische Konzil ein eigenes Dekret widmete. Rahner wendet sich gegen Maximalforderungen, die von protestantischen oder orthodoxen Zeitgenossen weit mehr erwarten als bei nüchterner Analyse innerkatholische Realität ist, um die Einigung der Kirchen, in Rahners Worten, „bequem auf den jüngsten Tag“ zu verschieben (125). Das betrifft auch die Bedeutung des Papstamtes, das ökumenisch integriert werden kann, insofern es die Einheit der Kirche repräsentiert, ohne die Selbstständigkeit der evangelischen und orthodoxen Teilkirchen und ihre Traditionen prinzipiell anzutasten (125-127). Diese Überlegungen hatte Rahner zusammen mit Heinrich Fries elf Jahre später in einer eigenen *Quaestio disputata* ausführlicher dargelegt und weiterentwickelt<sup>9</sup>. Die Thesen wurden auch von Vertretern der anderen christlichen Kirchen meist respektvoll aufgenommen, doch war ihnen keine weitreichende Wirkung beschieden.

Zwei weitere, eher den innerkatholischen Diskurs betreffende Desiderate Rahners hängen ebenfalls eng miteinander zusammen: die *Basisorientierung* und die *Demokratisierung der Kirche*. Nach Rahners Urteil wird eine von der Basis her strukturierte Kirche der veränderten Situation eines Christentums besser gerecht, das nicht mehr durch Sozialisation in Familie und Gemeinde, sondern durch Reflexion und Entscheidung geprägt ist. Es ist für Rahner durchaus denkbar, dass die Leitung (einschließlich der Funktion, der Eucharistiefeyer vorzustehen) von der jeweiligen Gemeinde selbst bestimmt und vom Bischof nach Prüfung der Eignung bestätigt wird (133). In diesen Kontext gehören die auch in der europäischen Pastoraltheologie diskutierten Basisgemeinden. „Die Kirchen der Zukunft“, heißt es an anderer Stelle, „werden Kirchen sein, die sich von unten durch Basisgemeinden freier

Initiative und Assoziation aufbauen.“<sup>10</sup> Das Modell fand breitere Verwirklichung in Lateinamerika und wurde von Theologen verfochten, die aus dem Umfeld der *Theologie der Befreiung* stammten. Mit diesem Modell verband sich – in Weiterentwicklung der Ekklesiologie des II. Vatikanischen Konzils – die Hoffnung einer flacheren Hierarchie und einer Alternative zu dem lange dominanten Modell der Territorialpfarrei.

Diese „von unten“ her sich aufbauende Kirche soll nach Rahner zugleich eine *demokratisierte Kirche* sein. Rahner ist sich bewusst, einen Begriff einzuführen, der in eher konservativen Kreisen vorab Bedenken und negative Affekte auslöst. Und so konzediert er, dass das Amt seine Vollmacht „nicht vom Willen der einzelnen Glieder“ bezieht, doch ist damit über die Verfahren noch nichts gesagt, wie ein Amtsträger „bestellt werden muß“ (142). Die Kirchengeschichte bietet hier durchaus Alternativen zu einer reinen „Top-down-Entscheidung“ oder einer allein dem Klerus vorbehaltenen Entscheidungsinstanz. Rahner denkt hier an eine Mitwirkung der Laien sowohl bei der Bestellung von Amtsträgern als auch bei kirchlichen Entscheidungsprozessen, und zwar mit deliberativer und nicht bloß beratender Kompetenz (144f). Auf der Ebene von Bistümern und Bischofskonferenzen könnte so eine breitere Diskussion und höhere Akzeptanz von Entscheidungen sichergestellt werden. Auch wenn Rahner keine konkreten kirchenrechtlichen Vorschläge unterbreitete, ist klar, dass damit ein starkes synodales Element in die innerkirchlichen Entscheidungsprozesse eingebaut würde, welche die Funktion der Laien nicht nur darauf beschränkte, Diskussionsbeiträge zu liefern, Entscheidungen der Amtsträger entgegen zu nehmen und in dem ihnen zugestandenem Bereich umzusetzen. Partizipation ist eben kein rein spiritueller Akt, sondern meint auch Teilhabe an Machtausübung und Entscheidungen; in dieser Frage gehen bis heute die Meinungen in der Interpretation des dem Konzil so wichtigen *Communio-Begriffs* weit auseinander.

Gegen Ende spricht Rahner noch von einer – an keine bestimmte Partei gebundenen – *gesellschaftskritischen Kirche* und warnt vor einem allzu rasch vorgetragenen Verdacht des „Horizontalismus“, womit das gesellschaftliche und gesellschaftskritische Engagement der Kirche oft abgewehrt wird (146). In diesem Teil seines Plädoyers ist vielleicht eine gewisse Anerkennung der *Neuen Politischen Theologie* seines Schülers Johann Baptist Metz<sup>11</sup> zu erkennen: das Engagement für die so genannte Dritte Welt, der Kampf gegen Ungerechtigkeit, Veränderung gesellschaftlicher Strukturen, welche die starken sozialen Unterschiede auf Dauer stellen – Rahner spricht hier ausdrücklich von einem „ausbeuterisch und unmenschlich praktizierten Kapitalismus“ (156), und – nach dem Bericht des *Club of Rome* (1972) – der Erhalt unserer Umwelt, die nicht bloß Objekt der ungehemmten Exploitation sein darf (154). Das alles sind Themen, die mit besonderem Nachdruck und ausführlich von Papst Franziskus in seinen Lehrschreiben aufgegriffen werden, aber nicht präzedenzlos dastehen.

## Zum Schluss

Von einer eigentümlichen, im Versäumnis der Realisierung begründeten Aktualität der Rahnerschen Schrift war zu Beginn die Rede; inzwischen sind, wie Johann Baptist Metz schon 1989 in seiner Einführung schrieb, „die Schwingen des Aufbruchs und der Reformbereitschaft gelähmt“ (11). Ausführlicher wünschte sich wohl manche(r) eine Stellungnahme zu heute noch kontrovers und emotional debattierten Themen wie die Weihe von *virī probati* (132) oder die Frage nach dem Priestertum von Frauen (136), die Rahner an anderer Stelle erörterte<sup>12</sup>. Zu erinnern ist auch daran, dass bei Rahner bereits 1962 eine Dissertation zu eben diesem Thema geschrieben wurde, die 1969 als *Quaestio disputata* erschien und die Argumente, die bis heute gegen die Frauenordination vorgetragen werden, entkräftete<sup>13</sup>. Trotz einiger polemischer Seitenhiebe war Rahner bemüht, in einem Text, der mit Blick auf

die Würzburger Synode geschrieben wurde, nicht zu polarisieren. Die Schwierigkeit, vor der er sich sah – und mit ihm nicht wenige Synodalen –, bestand darin, in eine Kirche, deren monarchische Strukturen 1870 festgelegt wurden, eine Reform zu integrieren, die nicht nur dem „Geist des II. Vatikanischen Konzils“, sondern auch den Erwartungen halbwegs entsprach, die sich sowohl mit diesem Konzil als auch auf Teilkirchenebene mit der Würzburger Synode verbanden. So musste er *einerseits* nüchtern anerkennen, dass die gesamte Welt sakrosankter Autorität weitgehend entzaubert und einer funktional orientierten, durch Sachverstand und demokratische Delegation legitimierten Autorität gewichen war. Das schloss den Fortbestand autoritären Denkens zwar nicht aus, musste aber jenen, die nicht früh katholisch sozialisiert waren, diese Kirche als ein Fossil aus dem ancien régime erscheinen lassen, das man teils entschieden ablehnte, teils als eine Art Disneyland inmitten der funktional strukturierten Gesellschaft betrachtete, in das man gelegentlich ganz gerne reist. *Andererseits* wollte Rahner, und zwar keineswegs nur aus taktischen Gründen, sich von einem kirchlichen Amt *iure divino* nicht gänzlich verabschieden, das zwar auf das Kirchenvolk hingeordnet ist, aber sich nicht nach demokratischem Modell von dessen Souveränität herleitet. Das verleiht seinen Demokratisierungsvorschlägen bis hinein in die ökumenische Diskussion einer Einheit der Kirchen den Charakter eines Zugeständnisses seitens der Hierarchie, das prinzipiell auch wieder von eben dieser Hierarchie zurückgenommen werden kann. Demokratische Mitwirkung als Teilung und Kontrolle der Macht bleibt letztlich eine Frage der Opportunität, sie wird lediglich gewährt.

Ist Rahner mit seinen Reformvorschlägen gescheitert? Wenn ja, dann müsste die Frage auf das II. Vatikanum und die Würzburger Synode, ja auf den gesamten Reformkatholizismus ausgedehnt werden. Vielleicht ähnelt es tatsächlich der Quadratur des Kreises, eine absolute Monarchie reformieren zu wollen. Wer schließlich die Ausführungen zur moralisch glaubwürdigen und gesellschafts-

kritischen Kirche liest, wird etwas bitter an die Diskreditierung der Kirche in den Missbrauchsskandalen, deren Vertuschung und die Disziplinierung der Befreiungstheologie denken – beides Symptome eines Reform-Unwillens und der von Rahner angeprangerten ängstlichen Sicherung der Institution auf Kosten der Individuen, freilich mit gegenteiliger Wirkung. Trotz der Jahrzehnte, die uns vom Konzil, der Würzburger Synode und Rahners Schrift inzwischen trennen, ist es noch zu früh, abschließend zu urteilen. Bislang verbleiben die Reformbemühungen im Postulatorischen. Wir wissen nicht, ob die Protestbewegungen in der Kirche verebben werden und auf Formen eines verletzten Narzissmus regredieren – oder einen Erfolg haben, mit dem sie bei realistischer Einschätzung selbst nicht mehr rechnen konnten. Der empirische Befund legt eine pessimistische Diagnose und Prognose nahe<sup>14</sup>; aber Pessimismus ist zuweilen die grantig formulierte Bitte, angenehm überrascht zu werden.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Karl Rahner: Strukturwandel der Kirche als Aufgabe und Chance. Freiburg-Basel-Wien 1972; Neuausgabe mit einer Einführung von Johann Baptist Metz. Freiburg-Basel-Wien 1989; Neuausgabe mit einer Einleitung von Michael Seewald. Freiburg-Basel-Wien 2019. Der Text findet sich ferner im Band 24/2 der *Sämtlichen Werke* (hrsg. von der Karl-Rahner-Stiftung. Freiburg-Basel-Wien 1995ff; hier: 2011). Aus der Ausgabe von 1989 werden Zitate und Verweise im fortlaufenden Text belegt. Zitate aus dem Rahnerschen Œuvre stammen aus der Werkausgabe (SW, mit Band- und Seitenzahl), darin auch *Grundkurs des Glaubens. Einführung in den Begriff des Christentums*. Freiburg-Basel-Wien 1976 (= SW 26), Abk.: GK und aus den *Schriften zur Theologie* (Abk.: Schr., 16 Bände. Zürich-Einsiedeln-Köln 1954-1984, mit Band- und Seitenzahl).
- <sup>2</sup> Zum Text und der Intention vgl. die Homepage von *Mission Manifest*: <https://www.missionmanifest.online/#thesen> (letzter Zugriff: 2021/10/29); an kritischen Stimmen fehlt es nicht, siehe etwa die Stellungnahmen von Ursula Nothelle-Wildfeuer: <https://www.katholisch.de/artikel/19168-das-mission-manifest-bedeutet-eine-versektung-der-kirche>



und <https://www.feinschwarz.net/mission-und-mission-manifest/> (letzter Zugriff: 2020/05/22).

- 3 Zur These eines *anonymen* oder *impliziten* Christentums vgl. Rahners knappe, noch gut nachvollziehbare Darlegung *Die anonymen Christen* in Schr. VI, 545-554; dazu auch Nikolaus Schwedter, Gnade und Welt. Zum Grundgefüge von Karl Rahners Theorie der „anonymen Christen“. Freiburg-Basel-Wien 1982; ders., Der „anonyme Christ“ in der Theologie Karl Rahners, in: Mariano Delgado / Matthias Lutz-Bachmann (Hrsg.), *Theologie aus Erfahrung der Gnade*. Hildesheim 1994, 72-94; Herbert Vorgrimmler, Karl Rahner. Gotteserfahrung in Leben und Denken. Darmstadt 2004, 182-188.
- 4 Vgl. hierzu den frühen bahnbrechenden Aufsatz Über das Verhältnis von Natur und Gnade, in: Schr. I, 323-345; Natur und Gnade, in: Schr. IV, 209-236; Theologie und Anthropologie, in: Schr. VIII, 43-65; GK (1976), 122-177; vgl. Vorgrimmler, Karl Rahner (Anm. 3), 173-182; dazu Vorgrimmler, Karl Rahner, 173-177 und Albert Raffelt / Hansjürgen Verweyen, Karl Rahner (Beck'sche Reihe). München 1997, 63-71, 88-93.
- 5 Vgl. Karl Rahner, Heilsgeschichtliche Herkunft der Kirche von Tod und Auferstehung Jesu (1976), in: Schr. XIV, 73-90, hier: 83; Schr. III, 294f; GK (1976), 317-325; Vorgrimmler, Karl Rahner (Anm. 3), 223-228.
- 6 Vgl. GK (1976), 318; vgl. René Buchholz, „Zu diesem Kanon darf das AT nicht gestellt werden“. Marginalien zu einer These Harnacks, in: ZKTh 131 (2009), 26-46, hier: 40-46.
- 7 GK (1976), 169. Zur Kritik dieser Sicht vgl. auch Vorgrimmler, Karl Rahner (Anm. 3), 131-33; zur Christologie Rahners vgl. ebd., 207-218 sowie Raffelt / Verweyen, Karl Rahner (Anm. 4), 93-97.
- 8 Dem Thema *Spiritualität* waren schon eine ganze Reihe von Aufsätzen gewidmet, die in einigen Bänden der *Schriften zur Theologie* gesammelt wurden, vgl. Schr. III, VII, XII.
- 9 Vgl. Karl Rahner / Heinrich Fries, Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit (QD 100). Freiburg-Basel-Wien 1983, bes. 70-122.
- 10 Vgl. auch Karl Rahner, Basisgemeinden (1975), in: Schr. XIV, 265-272, hier: 265.
- 11 Der Synodentext *Unsere Hoffnung* trägt denn auch in besonderem Maße die Handschrift von Metz, etwa in Formulierungen wie „Das Reich Gottes ist nicht indifferent gegenüber den Welthandelspreisen.“ (Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe, Band I. Freiburg-Basel-Wien 1976, 97)
- 12 Vgl. Karl Rahner, Priestertum der Frau, in: Stimmen der Zeit 195 (1977), 291-301= Schr. XIV, 208-223.
- 13 Vgl. Hays van de Meer, Priestertum der Frau? Eine theologiegeschichtliche Untersuchung (QD 42). Freiburg-Basel-Wien 1969.
- 14 Vgl. Norbert Lüdecke, Die Täuschung. Haben Katholiken die Kirche, die sie verdienen? Darmstadt 2021.

Lisa Kühn

# Das Krankenhaus als Ort der Liturgie

Ein vielfältiger Lernort

„Niemand geht ins Krankenhaus – also als Patientin oder Patient – weil da so schön Gottesdienst gefeiert wird.“ So die Antwort eines Krankenhauseelseorgers auf die Frage, welche Bedeutung der Liturgie im Kontext des Krankenhauses zukommt. Damit ist in aller Kürze und Einfachheit umschrieben, was für mich den Reiz an der Forschung zur Liturgie im Krankenhaus<sup>1</sup> ausmacht: Es wird ein Forschungsfeld in den Blick genommen, das bisher liturgiewissenschaftlich kaum Beachtung fand und doch in der ganzheitlichen Begleitung von kranken und sterbenden Menschen im Krankenhaus, neben anderen Formen, eine wichtige Rolle spielt. Was macht die liturgische Begleitung im Krankenhaus aus? Welche Feierformen haben sich etabliert und welche verlieren an Relevanz? Welche Formen haben sich neu entwickelt? Vor welchen Herausforderungen steht die Liturgie in der pluralen Gesellschaft, die sich repräsentativ im Krankenhaus abbildet?

Doch mein Interesse geht über die Praxis einzelner liturgischer Vollzüge und Besonderheiten der Liturgie im Kontext der Institution Krankenhaus hinaus. Denn Liturgie im Krankenhaus ist kirchliches Handeln im öffentlichen Raum – inmitten der Gesellschaft – dem eine Bedeutung auch jenseits dieses Kontexts zukommt. Was bedeutet es etwa für das Selbstverständnis von Kirche und Liturgie, vom anthropologischen Bedarf her zu denken und nicht vom normativen Ideal?

Um einen Einblick in die Studienergebnisse zu geben, wird zunächst das metho-

dische Vorgehen und der Kontext „Krankenhaus“ in den Blick genommen werden. Danach wird exemplarisch an vier Thesen zur Kranken- und Sterbeliturgie der Gegenwart das Potenzial zur Weiterentwicklung liturgietheologischer Fragestellungen aufgezeigt, das im Krankenhaus liegt. Die Thesen verstehen sich ausdrücklich als Grundlage für weiterführende Diskussionen. Abschließend wird die Perspektive auf die aktuelle Situation der Corona-Pandemie geweitet.

## **Qualitative Empirie als Zugang zur liturgischen Praxis**

Wenn nach der konkreten liturgischen Praxis gefragt wird, bedarf es einer Methode, die es ermöglicht, die komplexe Wirklichkeit, in der Liturgie gefeiert wird, wahrzunehmen und die über die Analyse von liturgischen Normen und Ordnungen, von präskriptiven Quellen, hinausgeht. Ein empirischer Zugang ermöglicht genau dies. Mit der sozialwissenschaftlich anerkannten Methodik der qualitativen Forschung wird ein Vorgehen gewählt, das in der Liturgiewissenschaft bisher wenig beachtet wurde. Doch bietet die Empirie in der Liturgiewissenschaft ein Erkenntnispotenzial, das eine ausschließliche binnenkirchliche Perspektive überwindet, wenngleich die Grenzen der qualitativen Forschung mitbedacht werden müssen. Die Erhebung der Daten erfolgte durch leitfadengestützte Interviews mit Krankenhauseelsorger(inne)n, die in Krankenhäusern im gesamten Bundesgebiet tätig sind. Neun Interviews mit Seelsorger(inne)n aus neun Bistümern männlichen und weiblichen Geschlechts, mit und ohne Weihe, in institutionell unterschiedlich geprägten Krankenhäusern, aus religionssoziologisch unterschiedlichen Regionen wurden geführt. Zur Auswertung des erhobenen Interviewmaterials wurde ein inhaltsanalytisches Verfahren gewählt, das es ermöglicht, in der Wechselseitigkeit von soziologischen, pastoraltheologischen und liturgietheologischen Vorannahmen

sowie dem erhobenen Datenmaterial zur Praxis ein differenziertes Bild der Liturgie im Krankenhaus zu entwerfen.

## **Der Kontext: Krankenhauseelsorge – Kirche im öffentlichen Raum**

Seelsorge im Krankenhaus hat den binnenkirchlichen Raum und seine Logik verlassen und ist kirchliches Handeln in, für und mit der religiös pluralen Gesellschaft. Zum Wesen der Seelsorge in der Institution Krankenhaus gehört, dass sie in einem komplexen ökonomischen System verortet ist, das strikt nach funktionalen Abläufen organisiert ist. Mit dem Hineingeben in dieses System respektive in ein säkulares Umfeld agiert die Krankenhauseelsorge an einem Ort, an dem Menschen aller Schichten und Herkünfte mit verschiedensten weltanschaulichen und religiösen Ansichten zusammentreffen. Für die Gestaltung von Seelsorge bedeutet dies, dass sie in ihrem Handeln abhängig von den gegebenen Strukturen des Systems Krankenhaus ist und nicht selbst frei über die Rahmenbedingungen verfügen kann. Seelsorge im Krankenhaus ist der medizinischen Versorgung nachgeordnet, sie muss in der straffen Taktung der klinischen Abläufe Zeiten für die seelsorgliche Begleitung und Gottesdienste finden. Nicht nur strukturelle Bedingungen haben Einfluss auf die Seelsorge, sondern auch der religiös plurale Kontext. Der Krankenhauseelsorge, als christliches Angebot im öffentlichen Raum, ist es aufgegeben, die Heilszusage Gottes und die darin liegende Hoffnungsperspektive zu bezeugen – verständlich und für viele rezipierbar. So muss die Krankenhauseelsorge eine anschlussfähige Sprache, pluralitätssensible Symbole und beteiligungs offene Feierformen entwickeln.

Neben den Herausforderungen, mit denen die Präsenz der christlichen Seelsorge in einem ihr fremden System konfrontiert ist, liegt in ihr doch auch ein großes Potenzial: Kirche wird in der Eröffnung von Räumen,

die nicht der medizinisch-funktionalen Orientierung des Gesundheitswesens unterliegen, ansprechbar für Menschen. Und zwar für alle Menschen. Auch für jene, die unter anderen Umständen nicht in den Kontakt mit ihr oder mit der christlichen Hoffnungsperspektive kommen würden.<sup>2</sup> Darin liegt das Spezifikum der Seelsorge im Kontext des Krankenhauses: Sie ist Seelsorge an der Nahtstelle zwischen Kirche und Gesellschaft. Dort, wo es ihr gelingt, sich in Offenheit dem Menschen, ganz unabhängig von seinen religiösen Vorstellungen, zuzuwenden, realisiert sie ihren Sendungsauftrag in die Welt.

Mit der Präsenz von Kirche in der Gesellschaft ist unweigerlich die Frage nach dem kirchlichen Selbstverständnis gestellt. Vor der Folie der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* (GS) wird deutlich, dass das seelsorgliche Handeln im Kontext des Krankenhauses der Sendung und dem Auftrag der Kirche entspricht. In der Krankenhausseelsorge realisiert sich par excellence das im ersten Absatz der Pastoralkonstitution festgeschriebene Postulat einer der Menschen zugewandten und solidarischen Kirche (GS 1). In der Zusammenschau mit weiteren Passagen aus dem Konzilsdokument, insbesondere GS 22, wird deutlich, dass die christliche Hoffnungsperspektive, die im universalen Heilswillen Gottes begründet liegt „nicht nur für die Christgläubigen, sondern für alle Menschen guten Willens, in deren Herzen die Gnade unsichtbar wirkt. Da nämlich Christus für alle gestorben ist [...], müssen wir festhalten, daß der Heilige Geist allen die Möglichkeit anbietet, diesem österlichen Geheimnis in einer Gott bekannten Weise verbunden zu sein“ (GS 22). Hans-Joachim Sander überträgt in der Kommentierung von GS 22 diese Aussagen auf das Beziehungsverhältnis von Gott und Mensch und stellt fest: „Es kann durchaus sein, dass Menschen kein Gottesverhältnis haben oder suchen oder es auch sogar ausdrücklich ablehnen. Von Gott her gibt es keine solchen Ausschließungen. Er verbindet sich in Christus mit

jedem Menschen im Sinne dessen eigener Menschwerdung.“<sup>3</sup>

In GS wird die Identität der Kirche topologisch umrissen: Kirche ereignet sich in Raum und Zeit, in der Welt, in der Gesellschaft.<sup>4</sup> Aus dieser Ortsbestimmung von Kirche, die GS vornimmt, leitet Sander für die nachkonziliare Pastoral das „Nicht-Ausschließungsprinzip“<sup>5</sup> ab. Die Seelsorge in einer Pastoral, die auf der topologischen Bestimmung von Kirche basiert, muss eine geweitete sein. Der Fokus darf nicht allein auf die katholischen Christen gerichtet sein.<sup>6</sup>

In welcher Weise realisiert sich in der Krankenhausseelsorge und ihren liturgischen Vollzügen dieses konziliare Postulat einer solidarischen Kirche?

## **Thesen zur Kranken- und Sterbeliturgie der Gegenwart im Krankenhaus**

*1. Liturgisches Handeln im Kontext des Krankenhauses ist vielfältig. Die Pluriformität des liturgischen Handelns in der Begleitung von kranken und sterbenden Menschen ist ein Charakteristikum der Krankenhausseelsorge. Die Überwindung der lange Zeit kultivierten sakramentalen und eucharistischen Monokultur ist beispielgebend für die Liturgie der Kirche insgesamt.*

Vor jeder normativen Kategorisierung ist zunächst wahrzunehmen, dass in der Krankenhausseelsorge sowohl sakramentliche Feiern, neu entwickelte Feierformen als auch frei gestaltete Rituale existieren. Die vielfältigen Feierformen stehen nach Einschätzung der befragten Seelsorger(inne)n in einem komplementären Verhältnis zueinander.

Das vorherrschende Seelsorgeverständnis, das als pastorale Umsetzung des „Nicht-Ausschließungsprinzips“<sup>7</sup> beschrie-

ben werden kann, bedeutet in der Anwendung auf die liturgische Dimension der Begleitung im Krankenhaus, dass in der Wahl der Feierform das anthropologische Diktum der Nähe Gottes zum Menschen maßgebend ist. Die Frage, was tut diesem kranken oder sterbenden Menschen respektive seinen Angehörigen gut – was ist im biblischen Sinne lebensermöglichend –, ist somit handlungsleitend und in vielen Situationen anderen normativen Überlegungen übergeordnet. Zugleich wird deutlich, dass dies nicht mit liturgischer Beliebigkeit gleichzusetzen ist.

Im gesellschaftlichen Mikrokosmos Krankenhaus wird sichtbar, dass es in einer religiös pluralen Gesellschaft vielfältiger Feierformen bedarf, um das hoffnungstiftende Potenzial der christlichen Heilsbotschaft anbieten zu können. Im Erkennen und Eingehen auf diese Notwendigkeit in der ausdifferenzierten liturgischen Praxis gewinnt auch die Suche nach pluralitätssensiblen Feierformen Gestalt. Sie gibt ein Beispiel, wie Liturgie lebensrelevant auch mit Menschen gefeiert werden kann, die sich selbst nicht als kirchlich bezeichnen würden. In der Überwindung einer eucharistischen und sakramentalen Monokultur ist die Liturgie im Krankenhaus ein Vorbild für die Entwicklung einer differenzierten liturgischen Kultur auch außerhalb des Subsystems Krankenhaus. In der pluriformen Feierkultur im Krankenhaus wird greifbar, was der theologische Anspruch der Einheit der Liturgie, die jedoch nicht Uniformität meint, bedeutet. Mit dem Pascha Christi als Wesensgestalt jeglicher liturgischen Feier ist das einheitsstiftende Moment selbst vielgestaltig. Die Realisierung dieser liturgietheologischen Prämissen ist nicht weniger als Ausdruck einer Kirche, die für unterschiedliche Weisen des Glaubens und der Spiritualität offen ist. Das sich darin zeigende veränderte Selbstverständnis von Kirche wirft weiterführende Fragen nach der ekklesiologischen Bedeutung des liturgischen Handelns der Kirche im öffentlichen Raum auf.

*2. Liturgie im Krankenhaus verlangt nach der Weiterentwicklung einer Theologie der „sakramentlichen Feiern“<sup>8</sup>. Sie gibt durch ihre situationsorientierte Auswahl und Gestaltung der Feierformen wichtige Impulse dazu.*

Im Kontext des Krankenhauses werden Feierformen mehrheitlich entsprechend der gegebenen Situation gewählt und gestaltet. Damit wird deutlich, dass in der liturgischen Praxis die theologisch ohnehin problematische Differenzierung zwischen Sakrament und Sakramentalie sekundär ist. Die Wahl einer Feierform erfolgt nicht nach dem Kriterium, ob ein Sakrament möglich ist oder nicht, sondern in Orientierung an den Bedürfnissen der Patienten und ihrer Angehörigen.

Binäre Kategorien wie „nicht-sakramental“ und „sakramental“ könnten implizieren, dass damit ein qualitativer Unterschied im Heilshandeln Gottes je nach Feierform gegeben ist. Diese irriige Vorstellung gilt es gerade im Umfeld von Krankheit und Sterben zu vermeiden.

Das erhobene Datenmaterial gibt Aufschluss über die Erfahrungen der Mitfeiernden. Im Vergleich der Feier des Sterbesegens und der Feier der Krankensalbung zeigt sich, dass für ein positives Feiererleben die individuell empfundene Stimmigkeit der Feier sowie die Rezipierbarkeit der angebotenen Deutungs- und Hoffnungsperspektive entscheidende Faktoren sind. Aus der Perspektive der Mitfeiernden ist somit die Fokussierung auf das Verbindende, die glaubwürdige Verkündigung des universalen Heilswillens Gottes, entscheidender als sakramententheologische Unterschiede. In der Analyse der Erfahrungsdimension wird damit die Frage virulent, ob Modelle zur Verhältnisbestimmung von Sakramenten und Sakramentalien wie etwa das des „gestuften Kosmos“<sup>9</sup> in einem religiös pluralen Umfeld noch sinnvoll sind, um in einer nuancierten Hinordnung der einzelnen Feierformen auf die gemeinsame

Mitte der Liturgie – das Pascha-Mysterium – das verbindende Moment der sakramentlichen Feiern herauszustellen. Eine solche Abstufung in der Zuordnung zur Feier des Pascha-Mysteriums im Sinne von differenzierten Zugangs- und Erfahrungsformen ist zwar theologisch denkbar, aber für die Mitfeiernden wenig relevant und birgt die Gefahr einer falschen Deutung in sich. Damit wird für die Feier der Liturgie im Krankenhaus, aber letztlich auch für die Liturgie in der Kirche insgesamt, jene Perspektive relevant, die Benedikt Kranemann hinsichtlich neuer christlicher Rituale in einer religiös pluralen Gesellschaft zu bedenken gibt: „Während sich aus einer kirchlichen Perspektive, die die Eucharistie als Zentrum sieht, der wiederum die anderen Liturgien in Abstufung zugeordnet werden können, solche Rituale am Rande der kirchlichen Praxis bewegen, sind sie für die Teilnehmenden von zentraler Bedeutung. Es wird schwieriger, die Zuordnung von nah und fern, von innen und außen mit Blick auf die Kirche zu bestimmen.“<sup>10</sup>

Eine differenzierte und vertiefende Erforschung der Erfahrungsdimension der Mitfeiernden steht noch aus, aber die ersten Einblicke legen nahe, dass diese für die theologische Reflexion und Weiterentwicklung einer Theologie der sakramentlichen Feiern nicht weiter unbeachtet bleiben darf.

*3. Krankenseelsorge und damit auch die liturgische Begleitung von kranken und sterbenden Menschen ist ein christlicher Dienst in und für die Gesellschaft. Liturgie im Krankenhaus ist in vielen Situationen ritendiakonisches Handeln.*

Der Dienst vieler Krankenseelsorger/innen gründet in ihrem christlichen Menschenbild, aus dem ein diakonisches Selbstverständnis erwächst und das auch ihr liturgisches Handeln prägt. In der situativen Gestaltung von Feiern, die deutungs-offen die christliche Hoffnungsperspektive

anbieten, werden in diakonaler Absicht rituelle Formen zur gemeinsamen Bewältigung der Krisensituation ermöglicht. Es ist ein ritendiakonisches Handeln in der und für die religiös plurale Gesellschaft – es ist ein Beispiel für die „diakonische Präsenz“<sup>11</sup> der Kirche in der Gesellschaft.

Jedoch scheint im Kontext der Institution Krankenhaus der mit dem Schlagwort „Ritendiakonie“<sup>12</sup> verbundene Diskurs um die notwendige Vergewisserung des genuin christlichen Profils im Bewusstsein zu erfolgen, dass dies in einer Kirche, die sich für den öffentlichen Raum öffnet, nicht allein aus einer theologischen Perspektive erfolgen kann. Eine Relevanzbehauptung aus einer rein christlichen Deutungsperspektive reicht in der multiplen Modernen nicht mehr aus. Dies gilt auch und insbesondere für das Handlungsfeld der Liturgie. Ritendiakonie kann hier einen Denkhorizont eröffnen und Begründungszusammenhänge anbieten, die auch jenseits einer christlichen Weltdeutung anschlussfähig sind. Das in diesem liturgischen Handeln zum Ausdruck kommende veränderte Selbstverständnis von Kirche verweist darauf, dass über die Zugangs- und Teilnahmeformen an den Feiern der Kirche neu nachgedacht werden muss. Dabei geht der Vorausblick auf die Möglichkeit der Deutung vielleicht bereits einen Schritt zu weit: Es mag doch sein, dass es für einige ausreicht, am Glauben der anderen in der gemeinschaftlichen Feier teilzuhaben und ihn so mitzuerleben. Auch der Erfahrung der Gemeinschaft, bei der die Zugehörigkeit eben nicht begründet werden muss, kommt doch eine eigene, nicht zu gering zu schätzende Qualität zu.

Die der Ritendiakonie verhaftete Spannung zwischen Handeln aus einem christlich diakonischen Selbstverständnis, das klar Zeugnis gibt von der christlichen Hoffnung, und der Gefahr der Verdunklung der christlichen Heilsbotschaft durch weltanschauliche Nivellierung als Dienstleistung für eine religiös plurale Gesellschaft bleibt bestehen. Doch die Praxisreflexion des ri-

tendiakonischen Handelns im Krankenhaus zeigt dabei Wege auf, wie eine gesellschaftliche Relevanz der christlichen Liturgie und eine Öffnung in die Gesellschaft durch ihre Vielfalt und Pluralitätssensibilität statt durch restriktive Abgrenzung erzielt werden kann.

#### *4. Die vielgestaltigen Möglichkeiten der Partizipation an liturgischen Feiern im Krankenhaus leisten einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer zeitgemäßen Hermeneutik des Axioms Participatio actuosa.*

Viele liturgische Feierformen im Kontext des Krankenhauses zeichnen sich dadurch aus, dass sie ausdifferenzierte Möglichkeiten zur Partizipation eröffnen. Damit leisten sie einen Beitrag zur Überwindung eines einseitigen Verständnisses der Teilnahme an Liturgie, das eine aktive Beteiligung fokussiert. Die Analyse der einzelnen Feierformen zeigt, dass insbesondere dort, wo eine religiöse Pluralität der Mitfeiernden gegeben ist und die Feier unter der Prämisse der Berücksichtigung der physischen wie psychischen Verfasstheit der Anwesenden steht, es notwendig ist, unterschiedliche Formen der Partizipation am Feiergehen zu ermöglichen. Es sind Liturgien wie etwa der Sterbesegen, die einen Raum für eine gemeinsame Feier schaffen, an deren Geschehen jeder in einem individuellen Grad, in der für ihn angemessenen Weise, teilhaben kann. Der Berücksichtigung der Dimension der Leiblichkeit und des Bewusstseins für die Bedeutung von affektiven und emotionalen Formen der Teilhabe an liturgischen Feierformen kommt dabei eine besondere Bedeutung zu.

Diese Offenheit der Liturgie im Subsystem Krankenhaus, die vielfältige Feierformen und eine individuelle Teilhabe nicht nur billigt, sondern ausdrücklich ermöglicht, ist Ausdruck einer partizipativen Kirche. Die Erfahrungen im Krankenhaus sind richtungweisend für das Vorantreiben eines zeitgemäßen Verständnisses von Teilhabe

in der Liturgie der Kirche in der multiplen Moderne.

### **Das Krankenhaus als Ort der Liturgie in der Corona-Pandemie?**

Der Blick auf das Gesundheitswesen und auf die medizinische Versorgung hat sich seit Ausbruch der Corona-Pandemie verändert: Die Gesellschaft schaut auf die Auslastung von Intensivstationen, beobachtet Inzidenzwerte und die Impfquoten. Die Möglichkeiten zur Begleitung von Sterbenden, das Abschiednehmenkönnen von Angehörigen oder auch das Ermöglichen eines letzten Videotelefonats vor dem Anschließen eines an Covid-19-Erkrankten an die ECMO-Therapie, wurden innerhalb weniger Wochen zu gesellschaftsrelevanten Themen.

Mit der Corona-Pandemie stehen auch Krankenseelsorger/innen vor neuen, ungeahnten Herausforderungen. Damit kommen Fragestellungen in den Blick, die sich die Interviewten wie auch ich mir während der Interviews noch nicht vorzustellen vermochten, da sie vor Beginn der Corona-Pandemie geführt wurden. So ist abschließend festzuhalten, dass die Studie zu pluralen Feierformen in der Begleitung kranker und sterbenden Menschen im Krankenhaus von einer „Normalität“ ausgeht, die es so nicht mehr gibt, nicht mehr geben kann. Die gewonnenen Erkenntnisse müssen sich nun auch an der Situation der sogenannten neuen Normalität, der gegenwärtigen Situation im Gesundheitswesen als Rahmenbedingung, messen lassen: Kurz- und Einzelkontakte, liturgische Kleinstformen, Digitalität, die Begleitung des Klinikpersonals um nur einige Schlagworte zu nennen. Das Potenzial dazu haben sie.

#### **Anmerkungen:**

- 1 Hier und im Folgenden wird Bezug genommen auf die Studie Kühn, Lisa: Liturgie im Krankenhaus.

Plurale Feierformen in der Begleitung kranker und sterbender Menschen, Stuttgart 2021. Siehe dort auch weiterführende Literaturangaben und vertiefende Darstellung der Ergebnisse.

- 2 Vgl. Borck, Sebastian: Krankenhauseelsorge als Kirche am anderen Ort – systematische und ekklesiologische Überlegungen, in: Roser, Traugott (Hg.): Handbuch der Krankenhauseelsorge, 5., überarbeitete und erweiterte Auflage. Göttingen 2019, 524–539, 529.
- 3 Sander, Hans-Joachim: Theologischer Kommentar zur Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute. *Gaudium et spes*, in: Hünermann, Peter; Hilberath, Bernd Jochen (Hg.): Herders theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Band 4. Freiburg im Breisgau 2005, 581–869, 742.
- 4 Vgl. Sander, Hans-Joachim: Die Kirchenkonstitution *Gaudium et spes*: die pastorale Ortsbestimmung kirchlicher Identität, in: *Lebendige Seelsorge* 56 (4/2005) 190–194, 191.
- 5 A. a. O., 192.
- 6 Vgl. ebd. Sander, a. a. O., 192.
- 7 Ebd.
- 8 Vgl. zum Begriff „sakramentliche Feiern“ Auf der Maur, Hansjörg; Fischer, Balthasar; Häußling, Angelus Albert; Kleinheyer, Bruno; Meyer, Hans Bernhard (Hg.): *Gottesdienst der Kirche. Handbuch der Liturgiewissenschaft. Sakramentliche Feiern I, Die Feier der Eingliederung in die Kirche*, Teil 7,1, Regensburg 1989, 5.
- 9 Meßner, Reinhard: *Sakramentalien*, in: Krause, Gerhard; Müller, Gerhard; (Hg.): *Theologische Realenzyklopädie*, Band 29, Berlin 1998, 648–663, 656.
- 10 Kranemann, Benedikt: *Offenheit für eine „scheue Frömmigkeit“*. Neue christliche Rituale in religiös pluraler Gesellschaft, in: Hödl, Hans Gerald; Pock, Johann; Schweighofer, Teresa (Hg.): *Christliche Rituale im Wandel. Schlaglichter aus theologischer und religionswissenschaftlicher Sicht* (Wiener Forum für Theologie und Religionswissenschaft 14), Göttingen 2017, 235–252, 244.
- 11 Knop, Julia: *Diakonische Kirche in säkularer Gesellschaft*, in: *Internationale katholische Zeitschrift Communio* 47 (3/2018) 213–215, 214.
- 12 Vgl. zum Begriff der Ritendiakonie: Zulehner, Paul Michael: *Ritendiakonie*, in: Kranemann, Benedikt; Sternberg, Thomas; Zahner, Walter (Hg.): *Die diakonale Dimension der Liturgie* (Quaestiones disputatae 21), Freiburg 2006, 271–283.

## Literaturdienst

**Wolfgang Bußler: *Ecclesia und Synagoga und der Mönchengladbacher Tragaltar. Judentum und Christentum in Kunst und Kirche*. Aachen 2021, 202 S., ISBN 978-3863170561.**

Wer sich in das reich bebilderte Buch von Wolfgang Bußler vertieft, spürt gleich dessen Begeisterung für den wertvollen Schatz, der sein Interesse bereits seit Kindertagen geweckt hat, und der sich in der Münsterbasilika in Mönchengladbach befindet: Der kleine vergoldete und mit emaillierten Kupferblechen verzierte Tragaltar, 1160 entstanden, wurde aber vermutlich nur selten von den Äbten als Reise-Altar bei der Messfeier verwendet. Vielmehr diente das Prunkstück eher der Repräsentation. An dem reichen Bildprogramm sprechen den Autor vor allem die weiblichen Personifikationen von *Altem Bund* (*synagoga*) bzw. von *Neuem Bund* (*ecclesia*) auf der Altarplatte an, die die Kreuzigungsgruppe flankieren und ähnlich gestaltet sind: *Synagoga* allerdings ohne goldenen Nimbus, dafür mit Augenbinde als Zeichen ihrer Blindheit und Unwissenheit. Im Vergleich mit anderen Darstellungen zeigt Bußler, wie sich das Bildmotiv im Laufe der Jahrhunderte ikonographisch verändert und zwischen einer die Würde wahren den Gegenüberstellung und einer Abbildung als miteinander streitendes Gegensatzpaar variiert, bei dem die *Synagoga* allerdings stets als Verliererin erscheint. Dabei reflektieren die Kunstwerke in der Buchmalerei, Glaskunst oder Bauplastik den wachsenden Antijudaismus und Antisemitismus in Deutschland und Mitteleuropa. So wird aus dem Streitgespräch zwischen *Ecclesia* und *Synagoga* offene Feindschaft: Die *Synagoga* als Personifikation des Judentums wird von der *Ecclesia* weggestoßen. In der grausamen Realität des 20. Jh. kommt es während der Diktatur der Nationalsozialisten schließlich zur Ausgrenzung, Verfolgung und systematischen Ermordung von etwa sechs Millionen Juden.

Zwanzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hat die katholische Kirche 1965 im Zweiten Vatikanischen Konzil in dem wegweisenden Dokument „*Nostra aetate*“ ihr Verhältnis zum Judentum und den anderen nichtchristlichen Religionen erklärt und dabei deutlich gemacht, dass die Beziehung zum Judentum eine besondere ist, da die Kirche ihre Wurzeln im Judentum hat und deshalb innerlich mit ihm auf immer verbunden bleibt. Und was bedeutet diese wichtige Erkenntnis für die Darstellung von *Ecclesia* und *Synagoga* und den Umgang mit tradierten Kunstwerken? Pfarrer Wolfgang Bußler, der in der Mönchengladbacher Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit tätig ist, würdigt in seinem

Buch den Gladbacher Tragaltar und wirbt gleichzeitig für eine kritische Auseinandersetzung mit Bildmotiven wie dem von Ecclesia und Synagoga.

Gegenwärtige Übergriffe und Anschläge in Deutschland auf Gebets- und Gotteshäuser sowie Grabstätten zeigen deutlich, wie wichtig die intensive Aufarbeitung der eigenen Geschichte sowie die Beschäftigung mit den verschiedenen religiösen und kulturellen Traditionen ist. Es geht um nichts weniger als ein friedliches Miteinander der Religionen und Weltanschauungen.

*Eva-Maria Will*

**Thomas Bahne (Hrsg.): Verletzbarkeit des Humanen. Sexualisierte Gewalt an Minderjährigen im interdisziplinären Diskurs. Regensburg 2021. 300 Seiten Broschur, 29,95 Euro, ISBN 978-3-7917-3241-1.**

Mit der vorliegenden Schrift will der Herausgeber, Priester und Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Katholisch-Theologischen Fakultät Erfurt, einen Beitrag zur interdisziplinären Sensibilisierung von sexualisierter Gewalt an Minderjährigen leisten. Er konnte dazu Personen gewinnen, die aus unterschiedlichen Blickwinkeln den Missbrauch von Minderjährigen betrachten. Zum einen kommen mehrere Betroffene von sexualisierter Gewalt zu Wort. Zum anderen Fachleute aus den Bereichen Philosophie und Theologie, Sozialwissenschaften, Medienethik, Kriminalsoziologie, Sozialpsychologie, Psychiatrie, Erziehungswissenschaft und Rechtswissenschaft.

In seinem eigenen Beitrag weist der Herausgeber darauf hin, dass, bei aller Berechtigung der rechtlichen Aufarbeitung (und entsprechender dringender Änderungen des kirchlichen Gesetzbuchs), diese nicht als hinreichende Größe betrachtet werden darf. Formal plädiert Bahne für „eine staatlich implementierte unabhängige Wahrheitskommission“ im kirchlichen Bereich. Dagegen drohen die Selbstverpflichtungen der Diözesanbischöfe zur Errichtung von Aufarbeitungskommissionen zu einer Überforderung zu werden.

Der in Rostock lehrende Professor für Kindes- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie, Michael Kölich, weist deutlich auf die massiven Folgen von sexualisierter Gewalt an Kindern hin, die sie vielfach ein Leben lang begleiten. Die WHO geht davon aus, dass 44 Millionen Kinder von körperlicher Misshandlung und 55 Millionen von psychischer Misshandlung betroffen sind. Auf Deutschland bezogen gab eine repräsentative Umfrage zu erkennen, dass 7,6 Prozent der befragten Erwachsenen in der Vergangenheit sexuellen Missbrauch erlebt haben. Auf die Schwierigkeiten der nationalen Umsetzung der

UN-Kinderrechtskonvention wird in einem eigenen Beitrag hingewiesen. Die in Köln an der Rechtswissenschaftlichen Fakultät lehrende Professorin Frauke Rostalski begrüßt, dass das deutsche Strafrecht in den vergangenen Jahren Verschärfungen vorgenommen hat: „Die Einstufung der sexualisierten Gewalt gegen Kinder als Verbrechen entspricht der Gesetzessystematik, nach der besonders schwerwiegende Straftaten nicht bloß Vergehen, sondern Verbrechen darstellen.“ Treffend resümiert die Erfurter Kirchenrechtlerin Myriam Wijlens, dass es für die Zukunft entscheidend darauf ankommt, „ob und wie es der Kirche gelingen wird, den sexuellen Missbrauch nicht als Verstoß gegen den Zölibat, sondern primär aus der Perspektive der Würde des Menschen und seiner Vulnerabilität zu verstehen.“

Die beiden Mitglieder des Forschungskonsortiums der MHG-Studie (von 2018) über sexuellen Missbrauch Minderjähriger im Bereich der Deutschen Bischofskonferenz, Hans-Joachim Salize und Harald Dreßing, schildern einzelne Erkenntnisse der Studie und mahnen Veränderungen in der katholischen Kirche an. Unabdingbar ist der Einbezug externer wissenschaftlicher Expertise, so die beiden Autoren. Ein weiteres Mitglied des Konsortiums, Dieter Hermann, geht auf die institutionellen Bedingungen des sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen ein. Dabei kann folgende Erkenntnis zunächst genannt werden: „Je ausgeprägter der normative Druck einer Organisation auf die Mitglieder ist, desto wichtiger werden Neutralisierungstechniken für delinquente Personen.“ Lange galt dabei der Grundsatz, dass das Image der Kirche keinen Schaden erleiden dürfe. Signifikant ist, dass der Anteil männlicher Betroffener besonders groß ist, wenn die Täter aus dem Umfeld der katholischen Kirche kommen. Verurteilte Kleriker gaben signifikant häufiger als Präferenz „homosexuell“ an als verurteilte Täter in Schulen und säkularen Institutionen. Ungleich höhere Werte erreichte bei den Klerikern auch das Argument, dass der Täter das eigentliche Opfer sei (hier 37% gegenüber 18% in Schulen und sonstigen säkularen Organisationen). In seinem Fazit kommt Hermann zu dem Ergebnis, dass der „Anteil der wegen eines sexuellen Missbrauchs von männlichen Minderjährigen verurteilten Kleriker der katholischen Kirche (...) erheblich größer [ist,] als der Anteil unter den Mitgliedern anderer Institutionen.“ Der Zölibat generiere zwar keine Pädophilie, aber er kann fälschlicherweise als Asexualität interpretiert werden. „So gesehen ist der Zölibat eine institutionelle Rahmenbedingung, die den sexuellen Missbrauch fördert.“

In einem weiteren Beitrag schildern die beiden von sexuellem Missbrauch betroffenen, Patrick Bauer und Karl Haucke, ihre Erlebnisse in katholischen Internaten. Sie berichten von „Machtinseln“, die einzelne Vorgesetzte schaffen. In ihnen konnte der Täter handeln, „wie er liebte, und wir Schüler waren dem



ausgeliefert.“ Der Alltag war durchsetzt von Gewalt, die ein Teil des Körpergedächtnisses bleibt. „Es gab nur das Niedermachen, nur das Verdammn der ganzen Person. Die sexuelle Gewalt hat mir meine Unbeschwertheit, meine Fröhlichkeit und den Glauben genommen, dass alles wieder gut werden würde“ (Karl Hauke).

In einem weiteren Beitrag geht die Erfurter Dogmatikerin Julia Knop auf die institutionelle Seite der katholischen Kirche ein, die Machtmissbrauch begünstigen könne. Sie spricht von „Ordinationslogik“: „Macht im Sinne von Handlungs-, Gestaltungs-, Sprach-, Entscheidungs- und Urteils macht ist in der römisch-katholischen Kirche in aller Regel an das ordinierte Amt gekoppelt. (...) Damit werden andere Differenzen, wie sie beispielsweise persönliche Eignung und Charisma oder erworbene Kompetenz und nachgewiesene Qualifikation beschreiben, der Ordination, die bekanntlich nur wenigen Männern überhaupt zugänglich ist, prinzipiell nach- und untergeordnet. Im kirchlichen Gesetzbuch fehlen sie schlichtweg, wenn es um die Frage geht, wem eine amtliche potestas verliehen werden soll.“ Es gehe darum, so Knop, dass Strukturen geschaffen werden, die Macht als Dienst gewährleisten. Nur so kann Vertrauens- und Glaubwürdigkeit in der Kirche erreicht werden.

Am Ende bleibt die Hoffnung, dass die schonungslose Offenlegung der Verbrechen an Minderjährigen zu strukturellen Veränderungen in Kirche und Gesellschaft führen, die es in der Zukunft Tätern schwer – wenn nicht gar unmöglich – machen, straffällig zu werden. Mit vorliegender Schrift haben der Herausgeber und alle Mitwirkenden einen wichtigen Beitrag dazu geleistet.

*Clemens Breuer*

**Michael Fischer: Zukunft der Seelsorge im Gesundheitswesen. Zum Verständnis einer dynamischen Professionalität. Würzburg 2021, 230 S., ISBN 978-3429056241.**

Michael Fischer arbeitet für eine große konfessionelle Gesundheitsanbieterin an den christlichen Identitätsfragen und ist zugleich Professor für Qualitätsmanagement und Pastoraltheologie. Kenntnisreich markiert er für die Zukunft der Seelsorge im Gesundheitswesen „zwei Bruchstellen“ als maßgebliche Herausforderungen: zum einen die veränderte „Wahrnehmung der Spiritualität durch die Professionen der Gesundheitsberufe“ in einer pluralen Gesellschaft und zum anderen die entsprechende Erweiterung der „Rollenträger/innen in der Seelsorge“ der Kirche.

Beides verlangt neue Denk- und Handlungsmodelle auf Bistums-, Träger- und Einrichtungsebene. Nach

einer kurzen Situationsanalyse behandelt Fischer im zweiten Teil vier Themenfelder für eine zukunftsfähige christliche Seelsorge: Charisma, Professionalität, Kompetenz und Qualität.

Stellt das Charisma die Gott geschenkte Befähigung dar, so meint der Kompetenzbegriff die professionsbezogene Qualifikation. Eine seelsorgliche Befähigung entsteht in einer Matrix zwischen fachlichen, personalen und umsetzungsorientierten Kompetenzen in Bezug zu theologischen, seelsorglichen und zielgruppenspezifischen Lernfeldern. Professionalität im Sinne gesetzter pastoraler Standards, bezieht Fischer nicht nur auf den einzelnen pastoralen Dienst, sondern zeigt, dass erst das systemische Zusammenspiel verschiedener seelsorglicher Professionen das erforderliche pastorale Professionalitätsniveau ermöglicht. Es braucht künftig sich ergänzende pastorale Dienste von hauptamtlichen, beruflich freigestellten und ehrenamtlichen Mitarbeitenden.

Fischer legt eine konzeptionelle Grundlage für ein alle Professionen im Gesundheitswesen und ebenso Ehrenamtliche einbeziehendes Modell von Seelsorge. Im dritten Teil wird dies anhand einer empirischen Studie aus dem Bistum Münster zu Erfahrungen der seelsorglichen Qualifizierung von ehrenamtlichen und teilfreigestellten beruflichen Mitarbeitenden im Krankenhaus, der stationären Alten- und Behindertenhilfe verifiziert. Damit liegen erstmalig valide Daten zu den Motiven, Rollen sowie der Zusammenarbeit der bisherigen und neuen Akteure in diesem kategorialen Seelsorgefeld vor. So zeigt das Buch die Chancen auf, die heutige hauptamtliche Seelsorge im Gesundheitswesen um neue Formen von seelsorglichen Diensten und Qualifizierungen in den Gesundheitsberufen zu erweitern.

Es ist das Verdienst des Buches, diesen sich abzeichnenden dynamischen Professionalitätswandel klar zu analysieren und auf der Basis empirischer Daten den Wandel aufzuzeigen. Das Buch geht weit über gekannte pastoraltheoretischnormative Zukunftsvisionen hinaus. Es entwickelt auf der Basis von neuen Praxismodellen ein integratives Verständnis von Seelsorge als Ausdruck einer dynamischen Professionalitätsstrategie. Das Professionalitätsverständnis der Seelsorge erweitert sich hinsichtlich der Rollenträger, integrativer Rollenbilder, entsprechender Qualifizierungsmodelle und der Notwendigkeit sektor- und kategorienübergreifender Seelsorgemodelle. Dies geschieht ohne Abwertung der gekannten hohen Professionalität hauptamtlicher Pastoraler Dienste. Vielmehr zeigt Michael Fischer, wie sehr diese künftig die Wegbereiter/innen und notwendigen Akteure einer zukunftsfähigen Seelsorge im Gesundheitswesen sind. Es kommt Bewegung in das Thema Seelsorge im Gesundheitswesen – eine klare Leseempfehlung.

*Bruno Schrage*

---

# Auf ein Wort

---

## Auferweckt von den Toten

Auf!  
ER weckt  
aus dem Nichtsein  
ins Dasein  
einen jeden.

Auf!  
ER weckt  
aus dem Gewesensein  
ins Bleibende:  
Wir werden  
einander sehen –  
mit anderen Augen.

Auf!  
ER weckt  
aus der Starre der Angst,  
aus der Lähmung des Skandals,  
aus der Trägheit des fehlenden Mutes,  
aus der Einfallslosigkeit für Neues,  
aus den Blutlachen und Trümmern des Krieges  
zum Gehen.

Auf.  
ER weckt  
Dich:  
zum Gang  
In Dein Alltags-Galiläa,  
um tätig zu werden –  
heute.

Es ist  
Ostern!

Auf!  
ER weckt.

*Gunther Fleischer*

### **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Dr. Gunther Fleischer, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Dr. Björn Hirsch, Am Bienbach 1c, 36137 Großenlüder | Stefanie Perkuhn, Kath. Kirchengemeinde St. Johannes der Täufer und Mariä Himmelfahrt, Kirchstr. 7, 40699 Erkrath | Prof. Dr. Patrik C. Höring, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prof. Dr. René Buchholz, Am Boeselagerhof 11, 53111 Bonn | Dr. Lisa Kühn, Bistum Osnabrück, Große Domsfreiheit 7

Beirat: Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Martina Kreidler-Kos, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E